

Einheitslohn täglich nachmittags mit Annahme der Sonntags- und Feiertage.

Abonnementpreise monatlich 60 Pfg., vierteljährlich 1,80 Mk., halbjährlich 3,40 Mk., jährlich 6,40 Mk. Durch die Post bezogen 1,85 Mk., zucht. Postgebühr.

Die "Reife Welt" (Werkstattungs-Blatt), monatlich 10 Pfg.

Verlagsredaktion: Halle a. S., Reichstr. Nr. 1047. Expedition: Nr. 1047. Telegramm-Adresse: Postabteilung Halle a. S.

Volksblatt

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld, Wittenberg-Schmeinitz, Torgau-Liebwerda, Sangerhausen-Eckartsberga und die Mansfelder Kreise.

Expedition: Part. 42/43. Geöffnet werktags von 7 Uhr früh bis 7 Uhr nachm. • Redaktion: Part. 42/43. Sprechstunde werktags 1/2-1/2 Uhr mittags.

Insertionsgebühr beträgt für die 6. Spalte 20 Pfennig, für sonstige 25 Pfennig. Im redaktionellen Falle kostet die Zeile 75 Pfennig.

Interate für die 6. Spalte müssen spätestens bis zum 1. März d. J. bei der Expedition angesetzt sein.

Eintragung in die Postverzeichnisse.

An die Entrechteten in Preußen!

Die Verfassung für Elsaß-Lothringen ist Gesetz. In wenigen Monaten wird dort das Volk an die Urnen treten. Das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht gibt ihnen die Möglichkeit, seinen politischen Willen zu bekunden und ein Abgeordnetenhaus zu wählen, das der politischen Meinung des Volkes entspricht. Elsaß-Lothringen ist der jüngste Bestandteil des Deutschen Reiches. In seiner Bevölkerung sind noch starke Empfindungen für Frankreich lebendig. Die französische Demokratie hat sich als hartes Werkzeug bewährt. Um die Elsaß-Lothringern moralisch zu erheben, um endlich aus den Mißständen deutsch-fühler Bürger zu machen, dazu gewährt man eine demokratische Verfassung. Mit dem gleichen Wahlrecht sollen Elsaß-Lothringern und seine Bewohner dem Reiche gewonnen werden.

Preußen ist kein neues Reichland; die demokratische Gesinnung lebt nur in der Minderzahl: das Bürgertum ist hier fleißiger und bediensteter als irgend wo sonst und nur allzu willig, sich der Führung einer übermächtigen Bürokratie und eines herrschsüchtigen und korrumpierten Adels unterzuordnen. Die Elsaß-Lothringern waren immer rebellisch gegen Könige, Adels- und Bürokratieherrschaft. Deshalb haben sie heute das gleiche Wahlrecht. Die Schaffung des preußischen Reiches wird bekräftigt durch die Zukunft der Dreiklassenwahl. Die Elsaß-Lothringern wählen geheim, und genaue Bestimmungen über die Art der Urnen sorgen, daß das Wahlgeheimnis streng gewahrt wird. Die Preußen müssen öffentlich ihre Stimme abgeben, damit die Junker, Großgrundbesitzer und Aristokraten die geistig und wirtschaftlich Abhängigen zwingen können, ihren Willen zu gebühren.

Die Elsaß-Lothringern wählen direkt; sie wählen an einem Sonntag. In Preußen sorgt das indirekte Wahlrecht und ein ganzes System klug angelegter Schichten dafür, daß dem Wähler aus dem Volke das Wählen bereitet wird. Der größte Teil der Wähler geht in Preußen überhand zu seiner Wahl.

Die Elsaß-Lothringern sind bei der Wahl gleich; jede Stimme hat gleiches politisches Gewicht, wie die andere. In Preußen werden die Stimmen von 90 Prozent der Bevölkerung zwar gezählt, aber ihr politisches Gewicht verschwindet; 10 Prozent der Bevölkerung, die Wähler der ersten und zweiten Klasse, entscheiden souverän über die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses. Kein Volkshaus, eine Kammer der Adligen und Reichen erzeugt diese Macht!

Politische Freiheit und Gleichheit bei den Wahlen in Elsaß-Lothringen — politische Unterdrückung und Entrechtung in Preußen! Soll es, darf es so bleiben?

Bei der Beratung der Verfassung im Reichstage hat Herr v. Bethmann Hollweg, Kanzler des Reiches und Ministerpräsident in Preußen, erklärt, fortan solle es keine Staatsbürger zweiter Klasse mehr geben. Für den Reichstänker und Ministerpräsidenten von Preußen mag dies Wort eine schöne Redewendung gewesen sein; dem preußischen Volke ist es heiligere Zeit, das Wort zur Wahrheit zu machen. Ja, es ist höchste Zeit, daß aus den Untertanen Preußens endlich gleich- und wahrheitsliebende Staatsbürger werden. Zeit, daß Preußen erhalte, was Elsaß-Lothringern billig war!

Überall in der Welt hat das gleiche Recht seinen Siegeszug vollendet. In Oesterreich wählte schon zum zweiten Male das Volk nach dem allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrecht sein Parlament; im republikanischen Frankreich, wo das gleiche Wahlrecht zu allen Vertretungsorganen im Reiche eine Selbstverständlichkeit ist, sieht man sich an, das Wahlrecht durch Einführung des Proporz zu verbessern; in Belgien hat die Sozialdemokratie durch eine kräftig durchgeführte Massenfunktion, unterstützt von einem politisch reiferen und energiegeladeneren Liberalismus, als im Deutschland und besonders Preußen befragt, die liberale Reaktion aufs Haupt geschlagen, das Ministerium zum Rücktritt gezwungen und bereitet sich zum letzten Sturmangriff vor, um das Pluralwahlrecht zu befestigen.

Aber auch in Deutschland ist der Siegeszug des gleichen Rechts unaufhaltsam. In ganz Süddeutschland gehen die Arbeiter als gleichberechtigte Staatsbürger zu Urnen, und für Elsaß-Lothringen ist das Axiom eines gerechten sehr abgeschwächten Pluralwahlrechts dank dem Eingreifen der sozialdemokratischen Fraktion bereitwillig worden. Und in Preußen — und im ganze Preußens in Sachsen, Braunschweig, Mecklenburg und in ein paar kleineren Staaten — soll die infame Entrechtung ewig währen? Sie soll es, wenn es nach dem Willen der Junker, Großkapitalisten und Aristokraten. Je demokratischer die Entwicklung in der übrigen Welt vor sich geht, je größer in Deutschland selbst das Gebiet wird, das sich das gleiche Wahlrecht erobert, desto richtiger es ist, so verurteilen die Junker und ihre Helfershelfer, daß in Preußen der Demokratie Einhalt geboten wurde, daß Preußen die Stellung bleibe, an deren Wahlen der demokratische Ansturm gescheitert. Je größer Rechte die Wähler erlangen, in desto größerer Maßlosigkeit müsse das preussische Volk erhalten bleiben. So wollen sie das preussische Volk zum Prägelingen der Freiheit machen. Es soll an Rechten einbüßen, was andere Völker an Rechten gewinnen!

Als wichtigste und bringendste Aufgabe der Gegenwart hat die Thronrede Wilhelms II. die preussische Wahlreform be-

zeichnet. Hat die Krone so wenig Kraft, die Entziehung ihres Verprechens durchzuführen?

Die sozialdemokratische Fraktion im Reichstage hat bei einstimmiger Beratung ihre Zustimmung erteilt, sobald das gleiche Wahlrecht gesetzlich war. Sie hat es getan, weil die Überzeugung des gleichen Rechts wichtig genug war, um alle anderen Bedenken in den Hintergrund zu drängen. Sie hat es getan, weil die Einführung des gleichen Wahlrechts im Elsaß die beste Agitation für die preussische Wahlreform ist. Wenn im Elsaß die zweite Klasse der Staatsbürger beseitigt wird, kann und darf sie in Preußen nicht länger bestehen.

Eben ist der Dreiklassenverband zusammengesetzt. Herr v. Bethmann Hollweg scheint kein Bedürfnis zu haben, den Junkern zu sagen, daß für die Privileg der Stunde geschlagen hat. Um so unabweisbarer ist es, daß die Regierung, das die Parteien des Landtags auf neue vor die Frage gestellt werden:

Wie ist's mit dem Rechte des Volkes in Preußen?

Die Wahlrechtsfrage muß im Landtage und auch draußen im Lande wieder in ihrer ganzen Schärfe und ihrer ganzen Dringlichkeit gestellt werden. Die kleine sozialdemokratische Fraktion wird nicht zögern, immer wieder die Herrschenden an die dringendste Aufgabe der Gegenwart zu erinnern.

Die Massen aber werden zur richtigen Zeit ihr Wort zu sprechen, ihre Macht zu gebrauchen wissen. Immer näher rückt die Zeit in der die große Abrechnung mit den Feinden des Volkes, den Steuerpflanzern, den Witwenverdrängern und Arbeiterverdrängern, heranrückt. Für uns in Preußen aber werden die Reichstagswahlen auch der Tag der Vergeltung; werden für die Wahlrechtsfeinde und Privilegierten.

Wir werden sie fragen, warum die Preußen schlechter und politisch untreuer sind als die Elsaßer?

Wir werden sie fragen, welchen Grad der Entrechtung denn die politische Erregung des preussischen Volkes annehmen müsse, bevor ihm sein Recht wird. Nicht eine Wahlstimme wird dem zugute kommen, der uns unter wichtigem Recht in Preußen verlagern will. So wird unter Wahlrechtskampf in Preußen auch engste Verknüpfung werden mit dem beginnenden Wahlkampf. Denn der Fortschritt im Reich ist untrennbar von unserem Erfolg in Preußen.

Und so werden wir uns heute an Euch alle, Staatsbürger dritter Klasse, Entrechtete in Preußen! Schließt Euch an unseren festen organisierten Reihen, tretet ein in die Partei der Kämpfer für das volle Recht der erwerbenden Menschheit! Stärkt durch Euren Eintritt unsere Macht und helft mit in dem großen Kampfe um die Erringung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts für Preußen!

Nieder mit dem Dreiklassenwahlrecht!

Preußen, der Hort der Reaktion muß zu einem Hort der Gleichheit und Freiheit werden!

Die Landeskommission der Sozialdemokratie Preußens.

Politische Uebersicht.

Halle a. S., den 17. Juni 1911.

Die Wahlreform hat Zeit!

Am Schluß der recht belanglosen Sitzung, mit der das preussische Dreiklassenhaus am Freitag seine gesetzliche Tätigkeit wieder aufnahm, richtete Genosse Dirich an den Präsidenten von Arbeiter die Frage, wann er denn den freisinnigen Wahlrechtsantrag auf die Tagesordnung zu setzen gedanke. (Die Sozialdemokraten sind bekanntlich im Dreiklassenhaus nicht zahlreich genug, um selbständige Anträge zu stellen.) Der Präsident, der gegenwärtig noch Weisiger eines durch allgemeines gleiches Wahlrecht verliehenen Reichstagsmandats ist, antwortete ziemlich sifflig: wer kommen die Regierungsgeschäfte zu sagen. Richtig, soweit sie den Junkern nicht unbenommen sind. Solche Vorfragen sind allerdings selten genug. Dann kommen für Herrn Krüger zunächst die Petitionen — als ob schon jemals irgendeine Petition an das Dreiklassenhaus jemandem etwas genützt hätte! In der Wichtigkeitskala ist das nächste dann das, was die weissen Kommissionen des Dreiklassenhauses schon durchgearbeitet und nach besten Kräften verschlechtert haben. Dann kommt lange nichts und dann erst kommt, vielleicht am Tage „nach“ dem Schluß der Session, der freisinnige Wahlrechtsantrag! Also etwaidie seine Erzielung, der Kgl. Wirf, Gehme Rat Jordan von Krüger, Reichsangehöriger, von Engelhard-Gordelagen, sein Arbeitsprogramm. Daran die preussischen Untertanen zu erziehen haben, daß ihre von Gott eingesetzte Obrigkeit kein Be-

dürfnis danach hat, die Privilegien der Junker und des Geldes nach zu bestärken. Die Wahlreform hat Zeit — und sie wird so lange nicht auf der Tagesordnung erwidern, bis nicht das preussische Volk dafür sorgen wird, daß sie nicht mehr von der Tagesordnung verschwindet! Im übrigen war die Sitzung ausgefüllt mit Debatten über die Fiegenzucht.

Die edlen Herren im sogenannten Herrenhaufe hielten ebenfalls eine vornehm-ungewöhnliche Sitzung ab. Sonnabend verhandeln sie das Groß-Berliner Zweckerbündnis.

Wahlgelber aus Landschaftskassen.

Ein anarischer Skandal.

Parteiliche Mithrand sollte die Sozialdemokratie mit den Krantassen getrieben haben. Mit dieser Begründung wurde das Selbstverwaltungswahlrecht der Kammitglieder in der neuen Reichsverfassung empfindlich beschränkt. Der parteipolitische Mißbrauch aber bestand darin, daß die Beamten der Klassen zum Teil aus Kreisen entnommen wurden, die nicht „staatsverhaltden“ Gesinnung waren, sondern sich zur Sozialdemokratie zählten. Konnte in einem Fall nachgewiesen werden, daß ein Kammitglied A. B. einen Strang mit roter Schiffs an dem Segel eines verhassten Beamten niederlegte hätte, so regnete es auch Tage lang in der lottersauberen Kreise Entschuldig. Die Besetzung freilich, daß Kammitglieder zu sozialdemokratischen Parteizwecken verwendet worden seien, ist von keiner Seite geagt worden, Beweis genug, daß nicht

das Mindeste geschehen ist, was auch nur zu Gerichten solcher Art hätte Anlaß geben können.

Neut aber wird die ungeschickliche Tatsache bekannt, daß das, was den sozialdemokratisch veranletten Krantassen nicht einmal Verleumdung nachsagen mag, in gewissen preussischen Landschaften, die unter agrar-konservativer Leitung stehen, mit solcher Selbstverständlichkeit gehandhabt wird. Der konservative Landtagsabgeordnete Graf v. d. Medewolmerlein hat, wie das Veri. Tagelbl. zu berichten weiß, an den Landtag der Olgau-Sagan-Püritentumlandschaft den Antrag gestellt:

Aus dem Olgauer landwirtschaftlichen Kreisfonds sind unüberzählig 2000 Mk. gezahlt und eben so überwiesen.

Aus der Begründung des Antrags geht hervor, daß der Bund der Landwirte schon früher Unterstützung aus dem Kreisfonds erhalten hat. Es heißt nämlich darin:

Bei Gründung des Bundes der Landwirte im Jahre 1898 wurden aus diesem Fonds 2000 Mk. gezahlt und eben so viel das Püritentumskollektum, aus dem landwirtschaftlichen Extraordinarium 3000 Mk. zu diesem Zweck zu entnehmen. Aus vorstehendem ist ersichtlich, daß der Antrag nichts neues bedeutet.

Der nächste Wahlkampf wird noch in bageweisene Anforderungen an den Wahlfonds des Bundes der Landwirte stellen, diese müssen erfüllt werden, wenn anders nicht der nächste Reichstag eine Zusammenfügung erfahren soll, welche

Zu dem Stimmengewinn haben vorwiegend die Alpenländer beigetragen. Niederösterreich steht mit seinem Stimmengewinn und mit seiner Stimmzahl an erster Stelle. Böhmen hat seine Stimmzahl fast verdoppelt, die Gewinnen in der Bukowina haben einen Stimmengewinn von fast fünfzig Prozent, zu dem die Einführung der Wahlpflicht offenbar beigetragen hat. Auch in Salzburg und in Tirol haben sich verhältnismäßig ansehnliche Steigerungen, während Steiermark, Böhmen und Wälschen zurückgegangen sind. Steiermark und Wälschen haben uns trotzdem in manchen Wahlbezirken einen beträchtlichen Stimmengewinn gebracht.

Außerordentliche Steigerungen der Stimmzahlen sind in Westböhmen, zum Teil auch sogar in Nordböhmen zu verzeichnen. Wo aber die Sozialdemokratischen Organisationen in Wälschen ihre Schwachstellen, erlangen viele Arbeiter dem Terrorismus der Unterwelt, den den wirtschaftlichen Druck und Hinmitten gar nicht überwinden können. Umherziehen kann die Partei mit den Gewinnen zufrieden sein, und auch die Stichwahlen berechnen zu den besten Hoffnungen.

Frankreich.

Kritische Parlamentstage.

Aus Paris schreibt man uns: Seit zwei Wochen laufen Kräftegerüche um. Bald soll die Altersversicherung sein, die das französische Ministerium auseinander bringen will, die Champagnerfrage, bald Budgetfragen um. Gewöhnlich weicht man ja, wo die Kräftegerüche herkommen. Der Wunsch ist der Vater des Gedankens...

Sicher ist jedenfalls, daß die Frage der Abgrenzung der Champagne dem Ministerium und dem Parlament viel zu schaffen macht. Als die Frage vorige Woche in der Kammer diskutiert wurde, wäre das Ministerium um ein Haar gestürzt worden. Wir haben die Ursachen der Bewegung in der Champagne bereits mehrfach besprochen. Sicher ist jetzt, daß die territoriale Abgrenzung, namentlich dem Namen Champagne nur der Wein in den Handel gebracht werden darf, der innerhalb der abgegrenzten Zone geerntet wird — das aber zugleich jeber Wein, der dort gepflanzt wird, dieses Vorrecht genießt — niemanden befriedigt. Das Ministerium beabsichtigt nun, an Stelle der geographischen Abgrenzung ein Schutzgesetz über den Ursprung des Produktes dem Parlament zu unterbreiten, womit es einen wesentlichen Teil eines Antrages des Genossen Laurens aufnimmt.

Hart wird auch um das Altersversicherungsgesetz gestritten werden. In der mehrstündigen Diskussion, die darüber stattgefunden hat, ist in der Kammer von allen Seiten gegeben worden, daß das Gesetz in vielen Punkten Verbesserungsbedürfnis ist. Auch der Arbeitsminister hat Verbesserungsverschlüsse für eine nahe Zukunft in Aussicht gestellt. Jedoch liegt es sich die Regierung, noch vor Inkrafttreten des Gesetzes Beschlüssen daran vorzunehmen. Die große Mehrheit der Kammer scheint jedoch bereit zu sein, dem Antrage unterer Genossen, die Altersgrenze auf 60 Jahre herabzusetzen, jetzt schon zuzustimmen. Wird die Regierung darüber die Vertrauensfrage stellen? Tut sie es, dann kann es ihr passieren, daß sie darüber fällt. Da sie aber kaum die Vertrauensfrage gegen einen Antrag stellen kann, für den sie sich selbst erklärt hat, besteht die Aussicht, daß der Antrag angenommen wird, trotz der Opportunitätsgründe der Regierung. Damit wäre der Beschluss freilich noch nicht Gesetz, denn nach der Kammer hat der reaktionäre Senat noch sein Vortönen mitzureden. Bei der Schiedsinstanz des Senats ist keine Aussicht vorhanden, daß der Antrag, selbst wenn der Senat ihm zustimmt, noch bis zum 3. Juli Gesetz würde. Die Parteifraktion, die sich in dieser Frage gehalten hatte, hat sich schließlich getrennt. Freilich ist die Frage der Verteilung der Arbeiter nur überbrückt und nicht angeklungen. Aber hier wie so oft sind es die Genossen, die uns zur Einigung nötigen. Und um möglichst viel herauszufischen, ohne ihre prinzipielle Forderung nachzugeben, haben sich unsere Genossen auf einen Vermittlungsantrag geeinigt.

Bei der Verabschiedung der Altersgrenze wird es jedoch nicht bleiben. Die Ausdehnung der Invaliditätsversicherung und die Erhöhung des Staatsbeitrages — somit der Renten — wird gleichfalls in das Gesetz hineingefügt werden müssen, wenn das vom Senat durchsicherte Gesetz haltbar werden soll. So ist auch die jetzige kritische Situation nur eine Folge des Kampfes zwischen der vorwärtsdrängenden Arbeiterklasse und der widerstrebenden Reaktion, wobei die radikale Pufferregierung die Einigkeit anschlachten muß.

Die Situation im Wingergebiet.

Der von der Regierung in der Senatsitzung angeführte Gegenwärtig hat im Weinbaugebiet der Marne einen sehr un-

günstigen Eindruck hervorgerufen. Die Winger erkranken, sie würden nicht glauben, daß in die Kelleren des Marne-Departements fremde Weine gelangen. Die militärische Besatzung werde nicht ewig dauern. Sie würden, da ihnen durch das Gesetz kein Schutz gewährt werde, sich selbst zu ihrem Rechte beschließen. Der Ordnungsdienst ist vergrößert worden, da man den Ausbruch neuer Gewalttätigkeiten befürchtet.

Im Marne-Gebiet sind Marne-Anfänger angebracht, womit die Weinbauern aufgefordert werden, keine Steuern zu entrichten, bis die Regierung ihren Forderungen nachgegeben sei.

Rußland.

Opfer der russischen Wirtshauswirtschaft in Finnland.

Wie aus Finnland berichtet wird, ist Genosse Sander (Alexander) Jacobson, der jugendliche Wortkämpfer der Judenbefreiung in Finnland, vom Petersburger Kriegsgericht auf fünf Jahre zur Verbannung nach Sibirien verurteilt worden. Jacobson wurde im Herbst 1910 in Wiborg zusammen mit vielen anderen „Verdächtigen“ verhaftet und der russischen Polizei ausgeliefert. Genosse Jacobson war vor seiner Verhaftung Redakteur unterer Wologdaer Parteiorgans. Er ist ein in Finnland geborener Jude, wurde aber als russischer Staatsangehöriger behandelt, weil die Juden in Finnland, infolge der veralteten Gesetzgebung, keine Bürgerrechte genießen.

Mexiko.

Eine ausländische Bewegung.

macht sich in einigen mexikanischen Staaten bemerkbar. Die Indianer im Staate Jalisco nehmen eine feindselige Haltung gegen die Ausländer an. Sie hegen gegen diese einen alten Groll, da die Regierung Indianerländern einen Ausländer gegeben haben soll. 50 Bewaffnete haben einer Meute von Ausländern, darunter auch Deutsch-Amerikaner, drei Tage Zeit gegeben, den Staat zu verlassen. Die Ausländer sandten ihre Familien nach Ocotlan. Unruhen werden auch aus Veracruz, Tabasco, sowie aus der Stadt Mexico gemeldet.

Aus der Partei.

Die sozialdemokratischen Dumaabgeordneten im Gefängnis.

Was in Leningrad und in Moskau geschehen ist, ist in der Nacht vom 16. zum 17. Juni 1907, als die Regierung des Staates Reiches sich anschickte, den letzten Schlag gegen die freien aufgelöste Volksvertretung zu richten. Der größte Teil der sozialdemokratischen Dumafraktion, die den Vergewaltigungsmethoden der Regierung den schärfsten Widerstand geleistet hatte, wurde unter der Anklage des Hochverrats ins Gefängnis geworfen, um in der nachfolgenden Prozeßkommission zur Verurteilung und zur Zwangsarbeit verurteilt zu werden. Vier Jahre sind seitdem verfloßen. Nur selten bringt eine Nachricht von den früheren Volksvertretern an die Öffentlichkeit, die untergetaucht sind in dem entsetzlichen Meer des Elends und der Greuel, in welchen hunderten von Gefangenen schmachten. Einige von ihnen, die Genossen Dikharidsh und Dikharidsh, sind bereits in granzahlreichen Gefängnissen in den Gefängnissen zum Opfer gefallen. Der Genosse Wachtarabse, der im Gefängnis zu Nikolajew weilte, ist vor kurzem wahnsinnig geworden. Während der bekannten Tragödie in Serentui, welcher Safonow zum Opfer fiel, wurde auch der Name des Genossen Serow erwähnt, der zusammen mit den übrigen Gefangenen gegen die Greuel protestierte. Noch früher waren Mitteilungen über die furchterlichen Leiden des Genossen Lomatidse im Gefängnis zu Sewastopol in die Öffentlichkeit gebrungen. Jetzt hören wir endlich auch von dem Schicksal des Führers der sozialdemokratischen Fraktion, Jerezelli. Da er schwer an der Lungenschwindsucht erkrankt ist, wurde ihm die Zwangsarbeit in eine langjährige Gefängnisstrafe umgewandelt, die er in dem Gefängnis zu Nikolajew verbüßt. Dieses Gefängnis, das berüchtigt ist durch sein grausames Regime, und wo, wie berichtet wird, die Gefangenen systematisch geprügelt werden, kann mit seinen Hunderten von Einzelzellen als lebendiges Massaker für die Internierten angesehen werden. Hier in diesen finsternen Kammern, wo die Gefangenen ohne irgend welche Pflege unter den strengsten Bedingungen gehalten werden, sind meist die Lungenschwindsüchtigen und andere Kranke interniert, die auf diese Weise am schnellsten ins Jenseits expediert werden. Selbst die Mühsigen, Stärksten, werden in dieser raffinierten Hölle gebrochen. So schreibt der Genosse Jerezelli, er habe nur den Wunsch, daß man ihm in Anbetracht der bedeutenden Verflechtung seines Gesundheitszustandes gestatte, erstens eige-

nes Schutzeug zu tragen, so er sich in den Anstaltsgefängnissen in der Zelle erhalte; zweitens sich die Kleidung aus leichtem Stoff anfertigen zu lassen, da er wegen seiner Schwäche das die Zeug der Anstaltskleidung nicht betragen könne, und drittens einen schmalen Streifen Stoff auf den Hals zu haben zu legen, da er sich sonst leicht erkalte. Das sind die Wünsche des hervorragenden Mannes, der infolge seiner schweren Krankheit und der langjährigen strengen Haft vollständig an Körper gebrochen ist. Er hat noch einen Wunsch; daß man ihm das Zeitunglesen gestatte. „Länger als drei Jahre weiß ich nicht, was in der Welt vorgeht; zu wissenschaftlichen Arbeiten bin ich infolge meiner völligen physischen Erschöpfung vollkommen unfähig; das einzige, was mich erfrischen könnte, wäre das Lesen von Zeitungen.“ Diese Bitte ist abgelehnt worden, während die ersten drei nach langwierigen Vorstellungen in Petersburg dem tollkühnen Volksvertreter bewilligt wurden.

Die Auszüge aus diesen Briefen Jerezellis sind vor kurzem in der liberalen russischen Presse veröffentlicht worden, die nun auch Worte der Anerkennung für die gefangenen sozialdemokratischen Abgeordneten fand. Auch der Stadtschreiber Miljulow fand vor kurzem, anlässlich der Stolpinski-Interpellation in der Duma entlich Worte der Verdamfung für die Handlungsweise der Staatsstreichregierung, die eine „nie beständige Verführung“ gegen die sozialdemokratische Fraktion der zweiten Duma ins Feld geführt hatte. Es ist charakteristisch, daß die russischen Liberalen erst jetzt den Mut gefunden haben, die Handlungsweise der Regierung an den Pranger zu stellen. Vor vier Jahren, während des Prozesses gegen die Fraktion, lehnten es die Stadtschreiber sogar ab, den zur Zwangsarbeit verurteilten Teilnehmern der nie beständigen Verführung, eine Sympathiebekundung zu übermitteln. Jetzt aber, wo das vor vier Jahren inaugurierte System schamlos zusammengebrochen ist und die Politik Stolpinski und der dritten Duma zu einer permanenten inneren Krise geführt hat, erheben auch vor den Vertretern des liberalen Bürgertums die Schattens der sozialdemokratischen Abgeordneten, die vergeblich an die Liberalen appelliert hatten, die Rechte des Volkes mannhaltig zu verteidigen. Die russische Arbeiterklasse hat dieser Lehre nicht bedürft, um die Tätigkeit der früheren Vertreter ihrer revolutionären Tatkraft richtig einschätzen zu können. Die Schattens ihrer früheren Leiden in ihren Gedanken fest, und wenn sie wieder die Kraft finden wird, ihre Stimme mannhaltig zu erheben, wird sie bei dem Aufbruch der allgemeinen Befreiung der politischen Gefangenen vor allem an ihre Dumaabgeordneten denken, die sich nach der Eröffnung der Duma nicht in Sicherheit brachten, sondern erhabenen Staupes in die Gefangenschaft des Jaren gingen.

Tausend Mark Geldstrafe!

In dem Agitationsblatt der Bremer Genossen war auch der Tätigkeit der Polizei bei den Oktoberrevolutionen anlässlich des Straßenbahnstreiks gedacht. Genosse Krause, der dieses Agitationsorgan, den allmonatlich erscheinenden Sozialdemokrat, verantwortungsvoll leitete, wurde deshalb wegen „Beleidigung“ der bremischen Polizei nach §§ 155, 196 angeklagt und stand am Freitag vor der Strafkammer in Bremen. Das Gericht nahm die „Beleidigung“, begangen durch einige seiner Worte über das Verhalten der Polizei, als erwiesen an und verurteilte Krause zu 1000 M. Geldstrafe. Der Staatsanwalt hatte ein Jahr Gefängnis und sofortige Verbannung beantragt.

Bekanntlich haben wir in Deutschland — Pressefreiheit.

Wasserstände.

(+ bedeutet über, — unter Null.)

Ort	Datum	Stunde	Stunde
Alten, Brückweg	15. Juni	+0,26	16. Juni +0,26
Nebr., Oberpegel	„	+1,96	„ +1,96
„ Unterpegel	„	+1,28	„ +1,28
Weißeneis, Oberpegel	„	+2,38	„ +2,38
„ Unterpegel	„	+0,08	„ +0,12
Trath., Oberpegel	„	+1,48	„ +1,48
„ Unterpegel	„	+2,85	„ +2,85
Alteisen, Oberpegel	„	+0,97	„ +0,97
„ Unterpegel	„	+0,90	„ +0,54
Bernburg	„	+1,40	„ +1,40
„ Unterpegel	„	+0,14	„ +0,08
Elbe.			
Dresden	15. Juni	-1,58	16. Juni -1,63
Torgau	„	+0,81	„ +0,30
Wittenberg	„	+1,57	„ +1,57
Poslau	„	+0,67	„ +0,63
Barby	„	+0,83	„ +0,76
Magdeburg	„	+0,94	„ +0,88

Die heutige Nummer umfasst 14 Seiten.

Sonder-Angebot für Damen-Konfektion.

Ein Posten
Weisse Blusen
mit Einsatz und Fältchen gearbeitet
75 Pf.
3,50 bis

Ein Posten
Blusen
ganz aus Stickereistoff, Madeiraimit., Kimonoform
7,50 bis
3 75 M.

Ein Posten
Weisse Mull-Kleider
Kimonoform, reich mit Einsätzen garniert
15,50 bis
4 M.

Ein Posten
Kleiderröcke
in weiss und mode, imitiert Leinen, Rips und Satin
6,75 bis
1 90 M.

Ein Posten
Blusen
aus mit. Musselin, halbfrei, mit abwechselnd Hals- und Manschettens-Garnit., 4,50 bis
1 40 M.

Ein Posten
Mull-Blusen
halsfrei, m. farbiger Bulgaren-Stickerei
8,50 bis
4 25 M.

Ein Posten
Stickerei-Kleider
Rock mit ausspringendem Faltenansatz, entzückende Ausführungen
25,00 bis
12 50 M.

Ein Posten
Damen-Paletots
aus mit. Leinen und mit. Bast, mit farbigem Revers
9,00 bis
3 75 M.

Modellhüte, garnierte Damen- u. Kinderhüte sind im Preise bedeutend herabgesetzt.

Geschäftshaus

J. LEWIN

Halle a. S., Marktplatz 2 u. 3.

Ein Posten
Kleider - Mulls
weiss getupft und bestickt, grosse Mustervwahl.
Meter 95, 65, 55, 45
37 Pf.

Ein Posten
Weisse Batiste
4 Jahr. für Kleider und Schürzen geeignet, Meter 80, 75, 68, 60, 55, 50, 46.
40 Pf.

Ein Posten
Schweizer Stickereistoffe
prima Fabrikat, gr. Mustervwahl. für Blusen und Kleider.
Meter 1,85, 1,75, 1,50.
1 25 Pf.

Ein Posten
Zephyr - Leinen
einfarbig und gestreift, grosse Sortimente.
Meter 65, 52, 48, 42.
28 Pf.

Ein Posten
Woll - Musseline
hell, mittel- und dunkelgründig, mit u. ohne Bordüre.
Meter 110, 98, 95, 85.
75 Pf.

1. Beilage zum Volksblatt.

Nr. 140

Halle a. S., Sonntag den 18. Juni 1911

22. Jahrg.

Amerikanische Trutz-„Bekämpfung“.

Aus New York wird uns geschrieben: Nach vierjährigem Protestieren in den Bundesgerichten hat die amerikanische Regierung jetzt gegen den zweiten großen Trutz, den Tabakstrutz, in letzter Instanz eine Entscheidung erwidert, die den Europäern als ziemlich harter Tabak erscheinen wird. Das Bundesobergericht in Washington hat am 21. Mai entschieden, daß die American Tobacco Comp. und die sie zusammenfassenden oder mit ihr verbundenen Gesellschaften eine gegenwärtige Beschränkung zur Befristung des freien Handels bilden und daß das Gericht der Vorinstanz, falls diese illegale Verbindung nicht binnen zwei Monaten und sodann gegen bona fide aufgestellt sei, die Zwangsliquidation des Trutzes zu verfügen und hierfür einen Verwalter zu ernennen habe. Das höchste Bundestribunal findet den Tabaktrutz und ebenso sämtliche beteiligten Einzelgesellschaften schuldig, die freie Konkurrenz beschränkt und die Herstellung eines Monopols verübt und tatsächlich bemüht zu haben, worin eine Verletzung der §§ 1 und 2 des Sherman'schen Anti-Trust-Gesetzes erwidert wird. Und zwar steht die Entscheidung, wie zu erwarten war, sich an das kürzlich im Falle des Petroleum-Trutzes ergangene Urteil an, wonach nur eine „unraffabare“ (unangenehme, unbillige) Beschränkung des freien Wettbewerbs und ebenso nur eine „unraffabare“ Monopolisierung strafwürdig ist, eine Ansetzung, wonach der oberste Gerichtshof, wie auch der Ministerratshof des belgischen Richters Darlan befindet, das Sherman-Gesetz, das von einer solchen Unterbindung nichts weiß, tatsächlich anwendbar ist. In Verbindung mit dieser Interpretation des Gesetzes besagt die Bundesobergerichtsentscheidung in der Sache, daß der Tabaktrutz-Monopolismus nicht das naturgemäße („rationale“) Ergebnis überlegener Kapitalkraft und Betriebs-Ökonomie darstellt — in solchen Fällen gelten Trutz und Monopole jetzt als vollständig legitim —, sondern daß die Monopolisierung der Tabakmagazine nur mit Hilfe korbhändlerischer und gewalttätiger Konkurrenzmethoden geschaffen worden ist. Die monumentale Bedeutung der Trutztrutz wie der Tabaktrutz-Entscheidung liegt denn auch — ganz gleich, ob man die Trutzproteste sonst ernst nehmen will oder nicht — offenbar darin, daß das höchste Tribunal des Landes damit wiederholt vor aller Welt den gainereischen und verbrecherischen Charakter des amerikanischen Kapitalismus bekundet hat. Mit einem gewissen völkischen Pathos erklärt das Gericht den „überwältigenden Beweis“ dafür, daß der Tabaktrutz zielbewußt darauf ausgegangen sei, auf der Konkurrenz und dem Gesetz „herumzutampeln“ (to trample on...), und ein langes Register wirtschaftlich-finanzieller Unlizenzen und Verbrechen der amerikanischen Tabakbarone aufzuzählen.

Die ursprüngliche American Tobacco Comp. wurde am 31. Januar 1890 durch Vereinigung von fünf Zigarettenfabriken gegründet, die mit den Segnungen der „freien Konkurrenz“, wie sie jetzt durch Gerichtsspruch garantiert werden soll, sämtliche Erfahrungen gemacht hatten, hatten sie sich doch durch gegenseitige Konkurrenz bis an den Rand des Bankrotts gebracht. Die fünf Fabriken, die zusammen einen tatsächlichen Wert von 400.000 Dollar repräsentierten, konsolidierten sich in der neuen Gesellschaft gleich mit 25 Millionen Dollar, wovon das verbleibende Publikum nur zwei Millionen Dollar in Aktien kaufen konnte, und zwar zu 117 Dollar für die Aktie, so daß die fünf Fabrikanlagen für die 400.000 Dollar, die sie vorher „wert“ waren, vom Publikum nicht weniger als 2340.000 Dollar in Bargeld erhielten und doch die tatsächlichen Verrenten am Hause blieben, da die Zigaretten der verkauften Aktien natürlich gegen den zehnmal stärkeren Aktienpreis, der sozusagen in der Familie blieb, nicht aufkommen konnten. Die Heben-Konsumenten hatten aber die Ehre, für eine anständige Verzinsung des ganzen Kapitals von 25 Millionen zu sorgen und den Kapitalverwalter-Gesellschaften angemessen zu honorieren.

Indessen fanden Verkäufe der Aktien zum Preise von 117 Dollar auch noch in den folgenden vier Jahren statt, bis anno 1896 die Kurse zum Kurseinbruch gebracht wurden. Die Direktoren brauchten nur in einer Sitzung zu New York zu versammeln, daß die Gesellschaft schlechte Geschäfte machte und zu nächst keine Dividende mehr auszufüllen werde, da kurzlich die Kapitalisten nach Dallas heranzögen, und als sie hier den Preis von 63 Dollar heruntergenommen waren und nicht weiter fallen wollten, griffen die an dem Coup beteiligten Finanzleute zu und kauften, was zu kaufen war. Das vertrauensvolle Publikum war wieder einmal „gemacht“, und das ehrenwerte Direktorium der Tabakbarone konnte jetzt eine Dividende von 20 Prozent erklären und außerdem eine Zulageprämie von 20 Prozent in neuen Aktien verteilen. Der Kurse stieg nun rasch auf 180 Prozent. Solche Vorgehensweise gab es öfters.

Jetzt erlangt der alte American Tobacco Comp. — nach ihrem Hauptgründer, James Duke, auch kurzweg Duke-Comp. genannt —, erneuertes Kontingenz, und zwar durch einen der berühmtesten Industrialisten Amerikas, den Geschäftsherrn Thomas Mann, den Straßenbahnmagagnaten von New York, dessen Manipulationen sämtliche Straßenbahndirektoren der Metropole jetzt in die Hände des Konstruktivverwalters geliefert haben. Mann hat erklärt, daß Tabak eine „gute Sache“ sei. Mit Hilfe des New Yorker Advokaten C. C. K. Keel, den Roosevelt später zum Minister des Innern und zum „größten Mann des Jahrhunderts“ beförderte, gründete Mann mit nicht ganz 1 1/2 Millionen Dollar die Union Tobacco Comp., die das „Goldmaden“ durch Gründung von Filial-Gesellschaften betreibt. Das Mann-Syndikat kaufte u. a. die Tabakfabrik W. E. Washburn für 2.000.000 Dollar aus und verwandelte sie in die Washburn Tobacco Comp., natürlich mit der üblichen gauerischen Kapitalverwertung. Die neue Gesellschaft wurde mit 9.000.000 Dollar kapitalisiert, wovon Mann und Konforten über 2.000.000 Dollar in Aktien besaßen. Den Rest kaufte das alte Publikum, das den Gründern damit einen Netto-Profit von über 6 1/2 Millionen Dollar brachte. Jetzt behauptet die Duke-Comp., die Konkurrenz zu empfinden; das Ende vom Lied war, daß sie wieder das Mann-Syndikat ausnutzte. Dieses erhielt für die übernommenen Hauptgesellschaften, die mit nicht einmal 1 1/2 Millionen gegründet war, bare 10 Millionen, für das erworbene Grundstück an zwei unabhängigen Anstalten 6.000.000 Dollar, wovon allein 6.000.000 Dollar „verdiert“ waren, und für die Washburn-Gesellschaft gab die Duke-Comp. schließlich ebenfalls 6.000.000 Dollars! Im ganzen hatten Mann und Konforten mit einem Schloge nur 2.000.000 Dollar „verdiert“. Die Weiterführung der kleinen Fabrikanlagen und selbständigen Händler war natürlich für die davon Betroffenen viel unrentabler. Der Trutz konnte aber sein Kapital nach und nach bis auf 500.000.000 Dollar im Jahre 1908 vergrößern. Die Gutmitteligkeit des Publikums schuf aus dem Nichts Millionenvermögen für eine Handvoll smarter Kapitalisten und belam dafür nicht einmal eine halbwegs anständige Zigarette zu rauchen. Und dabei wird es noch fast noch nach der Tabaktrutz-Entscheidung der neuen Weisen in Washington bleiben.

Der Ernährungsstand geht zurück!

Die Folgen der schwarzblauen Teuerungspolitik zeigen sich immer deutlicher und trauriger. Die Verlorenung Deutschlands mit Fleisch, die schon das ganze Jahr 1910 hindurch ununterbrochen war und sich nicht auf der früheren Höhe zu halten vermochte, geht im laufenden Jahre weiter zurück. Die Ergebnisse der Schlachtvieh- und Fleischschau im Deutschen Reich weisen für das erste Viertel d. J. eine Schlachtviehmengende von nur 648.885 Tieren Fleisch nach, während im ersten Quartal 1910 652.144 Tieren dem Konsum zugeführt worden waren. Bleibt man den Bevölkerungszahlen hoch, wie um den furchtbaren, tödlichen Stoß, der ihn geschnitten mußte, anzufangen.

Die Wunde jedoch hat sich im Falle ein wenig abgemildert, tauchte nur leicht an seiner Stelle vorbei und warz ihn fünf bis sechs Wochen länger, als nicht möglich ist, wie man eigentlich geistlich konnte, was er gemacht habe. Er antwortete stattdessen, daß er einen Augenblick ganz verirrte, oder vielmehr kindlich geizig sei; daß er sich, wie die Kinder mit vorübergehenden Wunden wohl tun, getraut habe, ob er nicht noch einmal unter dem fallenden Baume durchschlüpfen konnte, daß er schon seit acht Tagen, jedesmal, wenn ein Mann falle, die unmittelbare Luft gespürt habe, so schnell darunter zu rennen, daß er nicht berührt werde. Das sei gewiß eblern; er läse es doch nicht ein, aber jeder Mensch habe in seinem Leben wohl mal derartige Augenblicke, in denen er sich kindlichen Verlockungen nicht widerstehen könne.

Er sagte das alles langsam, suchte nach den Ausdrücken und sprach mit dumpfer Stimme; dann ging er mit den Worten: „Als morgen, liebe Leute, bis morgen.“ hinweg.

Sobald er zu Hause angekommen war, setzte er sich an seinen Tisch, den eine 6 bis 8 hellen Kammerns bedeckte Lampe freundlich erleuchtete, verbrachte sein Gesicht in die Hände und weinte.

Er weinte lange, dann trocknete er sich die Augen, erhob den Kopf und sah auf die Uhr. Es war noch nicht sechs. Er sagte sich: „Ich habe noch Zeit bis zum Abendessen. Hand auf und verständig, liebe Frau.“ Dann setzte er sich wieder an den Tisch, aber die mittlere Schublade auf und nahm aus derselben einen Revolver, den er mitten ins Licht auf seine Papiere legte. Die kahlberne Waffe leuchtete und warf große Reflexe.

Renard betrachtete sie eine Zeitlang mit dem trübigen Auge eines Betrübten. Dann hand er auf und ging im Zimmer hin und her.

Er schritt von einem Ende des Raumes zum anderen, hielt oft inne, nahm keine Wanderung wieder auf. Während er die Türe seines Ankleidezimmers auf, tauchte ein Sanddiele in den Wasserschloßschloß und übte sich die Sirenen, gerade wie er am Morgen des Verbrechens getan. Dann begann er wieder umzugesehen. Jedesmal, wenn er am Tische vorbeikam, zog die Waffe seinen Blick auf sich, zog seine Hand zu ihr hin; dann sah er wohl auf die Uhr und murmelte: „Ich habe noch Zeit.“

Es schlug halb sieben. Er nahm den Revolver, öffnete mit

zu und ab seit dem Vorjahre in Betracht, so kommen auf den Kopf der Bevölkerung durchschnittlich 0,99 Kilogramm Fleisch gegen 19,14 Kilogramm in vergangenem Jahre. War es in den Vorjahren die Verlorenung mit Schweinefleisch gewesen, die die Gesamterzeugung ungenügend befriedigte, so gestaltet sich nun, wie die Verlorenung von Schweinefleisch sich hebt, die Verlorenung mit Rind- und Kalbfleisch um 10 unbedeutender. Die absolute Verlorenungsmenge stellt sich bei Rindfleisch in diesem Jahre auf 231.650 Tonnen und bei 178 Tonnen im Vorjahre, bei Kalbfleisch auf 42.844 Tonnen gegen 22.040 Tonnen. Auch gegenüber dem ersten Quartal 1909 ergibt sich noch ein erhebliches Minus. Einen Aufgang hat im laufenden Jahre auch die Verlorenung mit Hammelfleisch aufzuweisen. Sie betrug im ersten Quartal 1911 10.277 Tonnen gegen 11.318 Tonnen im ersten Quartal 1910 und 10.058 Tonnen in der Periode April 1909; aber der Kopf der Bevölkerung kamen durchschnittlich nur 0,16 Kilogramm gegen 0,17 Kilogramm in den Jahren 1910 und 1909. Diese Einbußen sind bei Rind-, Kalb- und Hammelfleisch, die zusammen 9,63 Kilogramm gegenüber dem Vorjahre ausmachten, konnte durch die Zunahme des Schweinefleischums nicht ausgeglichen werden. Die Verlorenung mit Schweinefleisch belief sich im Berichtsquartal dieses Jahres auf 363.925 Tonnen, während sie im vergangenem Jahre 328.944 Tonnen betragen hatte; auf den Kopf der Bevölkerung kamen durchschnittlich 5,60 Kilogramm gegen 5,12 Kilogramm im Vorjahre. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Verlorenung mit Schweinefleisch gerade in letzten Vorjahren nicht befriedigend gewesen war, nachdem sie im ersten Quartal 1907 betrug 5,27 Kilogramm und 1908 sogar 5,67 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung betragen hatte, wie sie im ersten Quartal 1909 auf 5,18 und 1910 noch weiter auf 5,12 Kilogramm zurückgegangen. Die diesjährige Zunahme betrug also erst einen Ausgleich und noch nicht einmal einen völligen, da die Verlorenung im ersten Quartal 1908 mit 5,67 Kilogramm noch um 0,07 Kilogramm größer gewesen war, als sie im laufenden Jahre ist. Obwohl die Verlorenung einheimischen Schweinefleisches noch nicht ein für alle Mal wieder auf die früheren Höhe ist, ist doch die Mehrerzeugung etwas zu mildern gelungen; die Mehrerzeugung von Rind- und Kalbfleisch betrug im ersten Quartal dieses Jahres 57,66 Tonnen gegen 34,58 Tonnen im vorigen Jahre. Bemerkenswert ist, daß auch die dem Konsum gestellte Menge Rindfleisch hinter der des Vorjahres zurückbleibt; es wurden nur 20,922 Tonnen geliefert gegen 20,909 Tonnen im ersten Quartal 1910.

Dagegen merkt die Statistik, daß im Deutschen Reich unter der erhaltenden Gerichtsbarkeit 16 lebensmittelvererbenden Viehhaltungsbetriebe von Konsum von Pferde- und Hundfleisch häufig geminnt, an dem allerdings die Hebesabgabenelegenten Agrarier sicherlich nicht beteiligt sind.

Aus den Nachbarkreisen.

Preussische Polizeigewalt! Kost unglücklich klingt eine Nachricht, die uns sieben aus Bitterfeld zugeht. Auf der dortigen Binnengartenweide sollte am 15. 16. und 17. Juli ein Bezirksgericht des Arbeiter-Vereinsgebundes stattfinden. Der Magistrat hatte aus besitz die Genehmigung zur Benutzung des städtischen Terrains gegeben und nun kommt die hochwollständige Bitterfelder Polizei daher und verbietet die Abhaltung des Festes auf der städtischen Weide. Begründet wird das Verbot damit, weil zu diesem Feste Säufer aus solchen Orten kommen, wie die Anhänger der Sozialdemokratie mit der Polizei nicht in

Die kleine Roque. (Nachdr. verb.)

Novelle von Gustav de Masspanti.

Und der Wald wurde von Tag zu Tag kleiner und verlor seine Räume, wie eine Armee im Arriège ihre Soldaten verlor. Renard betrieb die Arbeiter nicht mehr. Er war von morgens bis abends bei ihnen und sah unheimlich dem mit einem Wägen geladenen Säben dem langlamen Dahnlinen seines Waldes zu. Wenn ein Baum gefällt war, legte er seinen Fuß darauf, wie auf einen Stein, und erhob sich gleich wieder seine Augen mit einer Art Geheimer und noch ruhiger Ingeduld zum nächsten Opfer, als er erwartete er doch Verübung dieses Vornordens etwas für sich.

Man war nun nach und nach bis zu der Stelle gekommen, an welcher man die kleine Roque ermordet gefunden. Es war gegen Abend und dümmerte schon.

Da Wolken den Himmel bedeckten und verdunkelten, wollten die Holzhaider ihre Arbeit einstellen und die richtige Ruhe, an der sie angelangt waren, erst morgen fassen. Renard jedoch verlangte, daß man den Holz, der auf das Verbrechen beobachtet, noch heute seiner Leiste bebaue und niederlege.

Als der Baum nun sah in seiner Dolmetschentracht dastand und man ihn auch am Boden genügend bearbeitet, begannen fünf Männer an dem an der Wunde verletzten Seite zu gehen. Der Baum wiederbar, sein mächtiger, obwohl bis in die Mitte entzwei geblader Stamm war hart wie Eisen. Nun zogen die Männer alle zusammen an dem Seile und beugten sich dabei bis fast zur Erde, wobei sie Mühe ausstießen, die ihre Kraft anzuwenden und zugleich leuchten sollten.

Zwei Fächer fanden neben und unter des Baumes, ihre Seite gefolgt wie zwei Genat, um wenn es not tate, noch einmal aufzuschlagen; und Renard wartete unbeweglich, die Hand an der Kinde des Baumes, mit nervöser Aufregung auf seinen Fall.

Einer der Männer sagte: „Sie stehen zu nah, Herr Schultze; wenn er fällt, tunte ich Sie mit bekommen.“

Er antwortete nicht, und wie nicht um Haarsbreite. Er schien bereit zu sein, selbst mit beiden Armen den Baum zu umspannen, und wie ein Sämler niederzugehen.

Ganz plötzlich erlangt am Fuß der gewaltigen Holzhaide ein Streifen, das wie ein schmerzhafter Schlag bis in den Gipfel zu laufen schien; und sie wachte sich ein wenig, zum Fall bereit, doch noch immer miterschredend. Die Männer spannten aufgeregt alle ihre Kräfte zu einer noch größeren Anstrengung an und als der Baum nun zerbrochen wollte, mochte Renard plötzlich einen Schritt vorwärts, blieb stehen und zog die Schul-

einer schauderhaften Grimasse den Mund ganz weit und redete den Lauf herein, als wolle er ihn verhängen. So blieb er ein paar Sekunden unbeweglich stehen, den Finger an dem Helm. Während schloßte ihm ein Schauer des Entsetzens und er wie die Worte auf den Lippen, die er laut er schändend auf seinen Zuhör: „Ich kann es nicht, ich wage es nicht! Mein Gott, mein Gott, woher soll ich nur den Mut nehmen, mich zu töten?“

Man klopfte an die Tür. Entschlossen fuhr er auf. Eine Hand lag auf dem Rücken und der Herr trat fertig. Er antwortete: „Es ist gut, ich komme gleich.“

Dann hob er die Waffe auf, verließ sie wieder in der Schublade, sah in den Spiegel über den Kamin, ob sein Gesicht nicht zu verzerrt sei. Er war rot wie immer. Ein wenig röter vielleicht, das war alles. Er ging hinunter und setzte sich zu Tisch.

Er lag langsam, wie jemand, dem etwas daran liegt, daß die Nachtzeit lange dauert, nur damit er nicht zu langsam mit sich allein lie. Dann rauchte er ein paar Pfeifen, während man den Tisch abrug, und stieg dann erst wieder langsam in sein Zimmer hinauf.

Sobald er abgeduscht hatte, sah er nach dem Bett nach, öffnete die Schränke, untertrieb jede Ecke, rühte jedes Möbelstück von seinem Platte. Dann zündete er alle Kerzen auf dem Kamin an, ließ seine Augen mit Angst und einem Entsetzen, das ihm das Gefühl zumutete, im Zimmer umherzugehen, denn er mußte, daß es für ihn weder leben mußte wie jede Nacht, die seine Roque, das kleine Mädchen, das er begehrt und dann erwidert hatte.

Denn jede Nacht erlitten das furchtbare Bild vor seinen Augen. Jetzt brauchte es ihm in den Ohren, als höre er fern einen Gehensauger über eine Weide fahren. Dann war es wieder ein Geräusch, das er erlitten, ein Geräusch, das er schloß, wannen. Dann mußte er den Dembranden aufsteigen und seinen Gehirte lösen. Er ging auf und ab, um das Blut in Bewegung zu bringen, verfuhrte zu lesen, ja wohl zu fingen; es war vergebens. Seine Gedanken lehrten trotz aller Anstrengungen immer wieder zum Tage des Verbrechens zurück und er mußte ihn wieder durchleben mit all seinen kindlichen Einzelheiten, mit seinen furchtbaren Aufregungen, dem ersten bis zum letzten Augenblick.

Er hatte, als er an jenem Morgen, am Morgen des entsetzlichen Tages aufgefunden war, einen eingeschommenen Kopf an der Wand, den er durch die er die Augen geschlossen, die zum Rückblick auf die Wirtin, die er in seinem Zimmer gelassen. Nach der Nachtzeit hatte er eine kleine Säfte gefüllt; dann am Spätmittage war er ausgegangen, um die frische und beruhigende Luft unter den Bäumen des Waldes zu genießen. (Fortf. folgt.)

2. Beilage zum Volksblatt.

Nr. 140

Halle a. S., Sonntag den 18. Juni 1911

22. Jahrg.

Lohnverluste der Bergarbeiter und Unternehmerrgewinne.

160 525 588 M. Lohnverlust haben die Bergarbeiter im preussischen Bergbau vom ersten Vierteljahr 1908 bis einschließlich 1. Vierteljahr 1911 also in 3 1/2 Jahren, durch direkte Lohnreduzierungen erlitten, ungeredet die Verluste, die ihnen durch die gekündigten Feierlichkeiten entfallen sind. Im 4. Vierteljahr 1907 hatten die Löhne fast überall den Höhepunkt erreicht, von da ab gingen sie rapide zurück. Wären die Löhne auf der Höhe, die sie im 4. Vierteljahr 1907 erreicht hatten, stiegen geliehen, hätten die Bergarbeiter im preussischen Bergbau in den angeführten 3 1/2 Jahren 160 525 588 M. mehr verdient, die sie aber durch den Lohnrückgang wie gelagert verloren haben. Die Gesamtlohnverluste betragen in der genannten Zeit in den einzelnen Revieren: Ruhrgebiet 123 787 550 M., Westfälisches 1 152 260 M., Niedersächsisches 8 374 252 M., Erzgebirge 2 310 327 M., Magdeburger Revier 8 771 986 M., Saller Braunkohlenrevier 5 292 138 M., Ostpreussisches Braunkohlenrevier 872 943 M., Saller Salzbergbau 402 064 M., Glanbacher Salzbergbau 388 790 M., Mansfelder Erzbergbau 1 374 400 M., Siegener Erzbergbau 6 420 010 M., Naissaer Erzbergbau 2 562 028 M., Niedersächsischer Erzbergbau 1 818 875 M.; das macht insgesamt 160 525 588 M.

Nur im Saller und Clausthaler Salz- und im Mansfelder Erzbergbau stehen die Durchschnittslöhne jetzt höher wie im 4. Vierteljahr 1907, in allen anderen Revieren zum Teil bedeutend niedriger; so im Ruhrrevier pro Schicht um 8 Pf. = 7 Proz., in Oberhessen um 10 Pf. = 2,8 Proz., in Niedersachsen um 13 Pf. = 3,8 Proz., im Erzgebirge um 4 Pf. = 0,9 Proz., im Magdeburger um 14 Pf. = 3,3 Proz., im Ostpreussischen Braunkohlenrevier um 5 Pf. = 1,3 Proz., im Siegener Erzbergbau um 42 Pf. = 9,8 Proz., im Naissaer Erzbergbau um 20 Pf. = 5,7 Proz., im ostpreussischen Erzbergbau um 23 Pf. = 6,3 Proz.

Stärker noch als bei den Durchschnittslöhnen kommt der Lohnrückgang bei den Löhnen der unterirdisch beschäftigten eigentlichen Bergarbeiter, Feuer, Lehrvater usw. zum Ausdruck. Die Löhne dieser Arbeiter sind weit härter zurückgegangen, wie die Durchschnittslöhne.

Am schlimmsten wurden jedoch die Ruhrbergarbeiter durch die Lohnverluste betroffen, entfallen doch auf das Ruhrgebiet allein 123 787 550 M., auf alle übrigen Reviere zusammen nur 36 738 088 M. Hierzu kommt noch, daß sich insofern besonders im Ruhrgebiet die gesamte Lebenshaltung weiter außerordentlich verteuert hat, wodurch das Lohnentkommen in seiner Kaufkraft in gleichem Maße gesunken ist. Wären die Löhne wirklich auf der alten Höhe von 4. Vierteljahr 1907 stehen geblieben, so wären die Bergarbeiter heute doch bedeutend reichlicher gestellt, weil sie infolge der weiteren außerordentlichen Verteuerung der Lebenshaltung für das gleiche Geld nicht mehr das gleiche Quantum Ware umfassen können; sie befinden sich daher augenfällig in der drückendsten Notlage und unverständlich ist das abschreckende Verhalten der Grubenherren allen, auch den bescheidensten Forderungen gegenüber.

Die gewaltigen Lohnverluste, die die Bergarbeiter erlitten, rechtfertigen sich durch die wirtschaftliche Lage der Gruben in seiner Weise. Die Grubenherren haben auch während der Krise, besonders im Ruhrgebiet, zum Teil sogar recht gute Geschäfte gemacht. Besonders in letzter Zeit sind die Gewinne im Ruhrgebiet rapid gestiegen. Das zeigt sich besonders, wenn wir die Gewinne von 1. Vierteljahr 1911 mit denen vom gleichen Vierteljahr 1910 vergleichen. Wir wollen zum Beispiel wahllos die Gewinne einer Anzahl großer und kleiner Werke vom ersten Vierteljahr 1910 und dem gleichen Vierteljahr 1911, die letzten in Klammern gesetzt, folgen lassen: Garpenner Bergbau-Gesellschaft 4 806 000 Mark (3 400 000 M.), Vibronia 2 963 744 M. (2 623 488 M.), Königshagen 909 961 M. (569 686 M.), König Wilhelm 753 201 M. (564 867 M.), Mühlheimer Bergwerksverein 588 735 M. (609 108 M.), Bodumer Bergwerksverein 154 178 M. (62 335 M.), Aplerbecker A.-B. 108 954 M. (182 127 M.), Konstantin der Große 1 942 234 M. (1 171 615 M.) Ewald 1 022 018 M. (801 806 M.), Graf Bismarck 962 297 M. (1 000 068 M.), König Ludwig 606 615 M. (423 508 M.), Robinson 519 067 M. (414 453 M.), Dorffeld 380 170 M. (377 146 M.), Felene und Amalie 386 415 M. (283 411 M.), Graf Schömerin 266 205 M. (174 618 M.), Deutschland 218 052 M. (126 564 M.), Zrappe 57 645 M. (64 550 M.), Rührort 41 742 M. (55 461 M.), Witte Gänge 27 214 M. (26 274 M.), Seitz 138 180 M. (111 481 M.), Johann Deimelberg 88 687 M. (94 017 M.), Wenzl. Genit 372 953 M. (438 585 M.), Königin Elisabeth 473 878 M. (390 885 M.), Eintracht Tiefbau 56 482 M. (143 591 M.).

Das sind die Gewinne von 24 großen und kleinen Werken, die wir wahllos zusammengestellt haben, um ein möglichst objektives Bild von den tatsächlichen Verhältnissen zu erhalten. Bei 8, also einem Drittel der angeführten Werke, sind die Gewinne etwas zurückgegangen; doch überwiegen im Durchschnitt bei weitem die Verbesserungen gegenüber dem gleichen Vierteljahr 1910. Der Gesamtgewinn der angeführten 24 Werke ist gegen von 14 027 599 M. im ersten Vierteljahr 1910, auf 16 401 606 M. im ersten Vierteljahr 1911 oder um 2 874 000 M., das sind 16,9 Proz. zugenommen.

Eine 15 prozentige Lohnreduzierung, die die Ruhrbergarbeiter forberben, wollten die Grubenherren aber trotzdem nicht bewilligen können. Ihre Forderung wurde ihnen aber auch jetzt nicht gemacht. Eine Lohnreduzierung von 15 Prozent können die Werke aus finanziellen Gründen nicht bewilligen, behaupteten nicht etwa die Grubenherren, sondern die schwärzlichen

Zentrumsgewerksvereinsführer. Für betlagene Arbeiter Anhang aber stellen ihnen dafür auch noch das gewünschte Vertretungsorgan aus. Es ist eben nichts so dummes, es findet doch sein Publikum.

8. Internationaler Zettlarbeiter-Kongress.

k. r. Amsterdam, 14. Juni 1911.

Dritter Verhandlungstag.

Am dritten Verhandlungstage wurde auf Antrag von Adöfel-Deutschland, der im Namen der Revisionskommission Bericht erstattete, dem internationalen Sekretär einstimmig Entlastung erteilt.

Hierauf wurde die gestern zurückgestellte Resolution bezüglich der Anwendung der technischen Fortschritte in der Textilindustrie zur Debatte gestellt. — Die unter Zuguhung von Krähig-Deutschland und Renard-Frankreich vereinbarte Fassung der Resolution hat folgenden Wortlaut:

„Der internationale Kongress ist der Meinung, daß eine Opposition gegen die Einführung vervollkommenerer Maschinen einen Versuch, den Fortschritt zu hemmen, gleichkommt und den bis jetzt von den Arbeiterorganisationen aller Länder beobachteten Methoden widerspricht.“

Der Kongress ist ferner der Meinung, daß, so lange die Produktionsmittel in Händen einer Klasse und nicht der Gemeinschaft sein werden, alles, was die organisierten Arbeiter tun können in bezug auf Arbeiten in der Textilindustrie, die bei Bedienung von mehreren vervollkommenen oder automatisierten Maschinen durch einen Arbeiter verrichtet werden können, darin besteht, daß sie Verbesserungen, Vertiefungen der Arbeitszeit und allgemeine Verbesserungen der Arbeitsbedingungen fordern, die, soweit sie möglich, tariflich festgelegt werden sollen, und zwar in einem der bewirktesten Vernehmlich der Produktivität der Arbeit entsprechenden Maß.“

Gegen diese Resolution wandte sich Batten-England (Spinner). Er sprach die Hoffnung aus, daß die Verträge der englischen Delegierten die Resolution nicht annehmen werde, weil sie einen sozialistischen Verstoß darstelle und sich gegen das Privateigentum richte. Der Redner wünscht deshalb, daß erstens der ihm anhängige Passus aus der Resolution entfernt werde, zweitens schlägt er verschiedene weitere Änderungen vor, die dahin gehen, daß die Resolution sich in keiner Weise gegen die kapitalistische Produktionsweise selbst ausspricht, die auf der anderen Seite aber verlangen, daß die Kapitalisten die Vorteile der in der Resolution erwähnten technischen Fortschritte den Arbeitern aufteilen lassen.

Schan-England (Webler) erwiderte auf diese Ausführungen, daß die ganze englische Delegation durchaus nicht mit dem Redner einverstanden ist und derselbe kein Recht hat, im Namen der englischen Delegation zu sprechen. Wohl sei es wahr, daß die englischen Organisationen keine ausgeprochen sozialistische sind, aber andererseits enthält die Resolution keine Äußerungen, denen nicht die Engländer zustimmen könnten. Schan wendete sich dann an seinen Vorredner und ersucht ihn, doch einmal offen auszusprechen, was er ist. Geßlern habe er sich wie ein Sozialist ausgesprochen, und heute gebärde er sich als Antisozialist.

Renard-Frankreich hat im Namen der französischen und der belgischen Delegation, die Resolution möglichst einstimmig anzunehmen, und zwar gerade wegen der Stelle, die sich auf das Privateigentum bezieht.

Die Resolution wurde darauf unter großem Beifall einstimmig angenommen.

Crinian-England berichtete alsdann, daß in der gestern abend stattgefundenen Sitzung des internationalen Komitees die Engländer ihren Vorschlag zurückgezogen haben, die Prozenttaffel im internationalen Streifreglement von 10 auf 5 Prozent herabzusetzen. Und bezüglich des viel umrittenen Passus der Anerkennung der Gewerbestreitungen habe es sich herausgestellt, daß die kontinentalen Organisationen den englischen Vorschlag ganz mitverstanden haben. — Dieser Lösung der Streitfrage wurde allgemein zugestimmt. Es bleibt also bezüglich der internationalen Streifunterstützung bei dem bisherigen Zustand, daß mindestens 10 Prozent der organisierten Zettlarbeiter eines Landes im Streif stehen müssen, ehe die Unterstützung eintritt, und daß bei Verdrängung des Prozentfußes stets die ganze Landesorganisation in Verdrängung kommt.

Gill-England (Spinner) begründete eine Resolution, daß dieser Kongress sich gegenwärtig den Achtungstags für alle Textilbetriebe in allen Ländern ausspricht.

Der Redner führte aus, daß es ihm mit besonderem Stolz erfüllt, als Engländer diese Resolution zu begründen und dabei mitteilen zu können, daß die englischen Zettlarbeiterorganisationen heute alle geschlossen hinter dieser Forderung stehen. Vor drei Jahren auf dem letzten Kongress in Wien waren die Engländer noch nicht geschlossen zu diesem Standpunkt vorgeschritten, sondern ein Teil von ihnen stand damals noch abweichend dem Achtungstags gegenüber. Wenn die internationalen Kongresse weiter nichts erreicht hätten, als daß sie jetzt alle Länder auf die große Kulturforderung des Protesttags bereinigt haben, dann wäre durch diese eine Tat die Notwendigkeit der Kongresse schon erwiesen.

Die Resolution wurde hierauf einstimmig angenommen.

Gewerkschaftliches.

Erfolgreicher Fleischerboykott in Bremen.

Ein gegen die Fleischergehilfen verübter brutaler Koalitionsrechtsraub wurde von der Bremer Arbeiterschaft durch einen Boykott erfolgreich abgeßchlagen. Die Fleischermeister wandten allen erdenklichen Terrorismus gegen die boykottierten Geschäfte an. Sofort wurde der Viehhof und die Fleischerei für die boykottierten Geschäfte in die Wege geleitet. Man erzwang dadurch auch die Ausbannung eines Platates in das Schaufenster jedes Fleischermeisters mit der Aufschrift: „Ich erkläre mich mit meinen Kollegen solidarisch und verkaufe boykottierte Fleischwaren.“ Wer die schiebende Ausbannung im Schaufenster verweigerte, erhielt weder Fleisch noch Vieh. Die Platate der Boykottkommission wurden von den Beauftragten der Junung teilweise aus den Läden geholt und zerissen. Alle diese terroristischen Maßnahmen brachten eine berechtigte Erbitterung unter die Arbeiterschaft, die durch noch härteren Boykott zum Ausdruck kam. Der Terrorismus der Junung ging noch weiter. Die boykottierten Geschäfte wurden durch den Viehhof zum Abgabe folgender Erklärung in dem dortigen Parteitag gezwungen:

„Endesunterzeichnete erklärt hiermit, daß die Besetzung meines Geschäfts als fog. boykottiertes ohne Wissen und Willen geschehen ist und erklärt ferner, niemals gegen die Bestände des Vereins der bremischen Fleischerinnung gehandelt zu haben, bzw. handeln zu wollen.“

Durch solche gepreßte Willensäußerungen ließ sich aber die Arbeiterschaft durchaus nicht beirren. Die Boykottkommission erklärte diese Arbeitgeber, die zu einer solchen Erklärung geßch, weiter als boykottfrei. Inzwischen hatte auch die Boykottkommission umfassende Vorbereitungen für die Heranzuführung von Vieh von auswärtig für die boykottierten Fleischermeister getroffen. Als noch dazu die Frauen aktiv in den Boykott eingriffen, erhielt die Eingieit der Schornmacher einen argen Riß. Schon am Sonntag, den 11. Juni, fanden sie eine Abordnung der Boykottkommission, um dieselbe zur Verhandlung einzuladen. Das geschah auch. Die beiderseitigen Kommissionen wurden sich einig, das Resultat der Verhandlungen am Montag von einem unparteiischen Vorstehenden protokollieren zu lassen. Montag, als die Verhandlungen vor dem Gewerkschaftsleiter Dr. Michaelis beginnen sollten, kamen die Fleischermeister mit der Mitteilung, daß eben eine auf dem Schlachthof stattgefundene, Meißerverarmung jede Verhandlung abschnehe.

Am Freitag konnte jedoch der Boykott mit einem vollständigen Siege der Arbeiterschaft beendet werden. Die bereinigten Geschäfte beschloßen, mit 270 gegen 60 Stimmen, ihren Seßeln in Zukunft volle Koalitionsfreiheit zu gewähren. Dieser Sieg ist zum großen Teil dem tatkräftigen Eingreifen der Arbeiterfrauen zu danken.

Streik bei August Scherl.

Ein Streik der Maschinenmeister ist am Freitag im Berliner Lokalanzeiger, dem Scherlblatt, ausgebrochen. Infolgedessen konnte das Blatt am Freitagabend nicht erscheinen. Die Ursache der Arbeitseinstellung ist nach der Darstellung eines bürgerlichen Dopeschreibers die folgende:

Die Maschinenmeister bei dem Internatsch Scherl haben an einem Tag 14 Stunden Arbeitszeit, an dem andern 4 Stunden. Die Maschinenmeister wünschen eine andere Arbeitszeit und wurden infolgedessen beim Tarifamt vorbestellt. Das Tarifamt setzte auch eine andere Arbeitszeit fest, mit dem Riß aber die Maschinenmeister nicht einverstanden erklärten, während der Verlag Scherl diese neue Arbeitszeit akzeptierte. Die Maschinenmeister traten infolgedessen in den Streik. Wie bekannt, wollen der Verlag Hoffe und der Verlag Willein den Berliner Lokalanzeiger vorläufig weiter drucken, falls es nicht gelingt, den Streik bis Sonnabend zu beßigen. Augenfällig werden sowohl im Verlage Hoffe als auch bei Willein diesbezügliche Verhandlungen geführt, doch verlautet, daß das Arbeitspersonal beider Druckereien mit der Absicht, den Lokalanzeiger vorläufig zu drucken, nicht einverstanden ist. Die streikenden Maschinenmeister sind übrigens vom Tarifamt für tarifmäßig erklärt worden. Metzgere und Scherl haben sich nicht solidarisch mit ihnen erklärt, sondern arbeiten weiter.

Die Weigerung der Maschinenmeister in der Druckerei der Firma August Scherl, G. m. b. H., den Lokalanzeiger weiter zu drucken, geschah, wie es in einer späteren Meldung heißt, auf Grund eines Urteils des von Scherl und Willein als Prinzipal zu gleichen Teilen bestellten Tarifamtes. Zwei Maschinenmeister wurden von der Firma entlassen und der Forderung auf WiederEinstellung der Entlassenen wurde keine Folge geleistet. Auf Grund dieses „Tarifbruches“ der Maschinenmeister haben sich die Firmen Willein u. S. o. und Rudolf Hoffe mit der Firma Scherl, G. m. b. H., solidarisch erklärt und beschloßen, ihre Zeitungen: Berliner Tageblatt, Berliner Morgenpost, Berl. Lokalanzeiger, Berl. Allgemeine Zeitung, Berl. Morgenzeitung, Der Tag und Berl. Volkszeitung zunächst nicht erscheinen zu lassen. Die genannten Zeitungen sind also Sonnabend morgen nicht erschienen, der Lokalanzeiger wurde schon Freitagabend nicht mehr gedruckt. — Aus kleinen Ursachen haben sich also große Wirkungen ergeben, und den Arbeitern wird ihre Unentbehrlichkeit

- Stoffe -
Braultkleider Seide u. Wolle
 empfielt
 in grosser Auswahl
 sehr billig
 5 Prozent Rabatt.
M. Schneider
 Leipzigerstrasse 94.

Nur den kapitalistischen Produktionsprozeß wieder einmal ad oculos demonstriert!

Nach einer Mitteilung, die der Saaleleitung noch von anderer Seite zugegangen ist, soll der Streit auf Abregung der Vertrauensfrage der Maschinenmeisterei auslaufen sein. Diese Darstellung wird wohl auch bereits die Hilfe der Polizei genötigt werden (s. Streifen 37 Mann) da man "Abstreitungen" beabsichtigt.

Mitteilungen über Gewerkschaftskämpfe.

Der Kampf im Hanburger Holzgewerbe nimmt immer härtere Formen an. Weil die große Ernte, die die Unternehmer von ihrer Vertriebskraft zur Erlangung von Arbeitswilligen erhoffen, ausbleibt, streben sie jetzt wieder kräftig nach der Verdrängung der Maschinenmeisterei durch die Arbeiter. Die Hanburger Nachrichten bringen alle Tage neue Schauerberichte über Mißhandlungen Arbeitswilliger. Wenn aber letztere die persönliche Freiheit in Hamburg droht, so sind es die Arbeitswilligen. Einer ganzen Anzahl der Arbeitswilligen konnten geladene Meister, Helfer, Schlichter und Gummischnapper abgenommen werden, so daß ein ganzes Zimmer mit den durchgeführten abgenommenen Vorarbeiten ausgefüllt werden konnte. Und dabei kommt es jedes Werkgelehrter noch die künftigen Holzarbeiter — hat durch die Vermittlung — in dieser Halle zu befinden. Nur der jenseitigen Distanz der Arbeiter ist es zu danken, daß es noch nicht zu Mißhandlungen gekommen ist. Zugang ist streng ferngehalten.

Wäckerling in Dresden. Weil es wegen der eingetragenen Forderungen der Gehilfen zu seiner Verhängung mit der Forderung sein, haben die Wäckerlinge beabsichtigt, in allen Vereinen, die die Forderungen der Gehilfen nicht anerkennen, die Arbeit niedersulegen. Die 628 Lehrlinge gegen 3 wurde dieser Beschlusse gefolgt. Die meisten Lehrlinge haben in einer Zusammenkunft mit den Vertretern der Organisation beschlossen, auch den neuen Teil der Gehilfen anzuerkennen, so daß ein ganz bedeutender Teil der Gehilfen — in 21 Betrieben 105 Gehilfen und 13 Lehrlinge — zu den neuen Bedingungen in Arbeit zurückgehen kann.

Die Arbeiter der West A. Paulsch in Landsberg a. H. haben im Ausland. Sie hatten durch die Verdrängung des Metallarbeiterverbandes Forderungen einzulegen sollen. Es haben Verhandlungen stattgefunden, aber zu keinem für die Arbeiter zufriedenstellenden Resultat geführt. Die Lohn sind außerordentlich niedrig, werden doch von 20 1/2 M. die Stunde für die Arbeiter immer noch und gewerkschaftliche Arbeit besteht. Ganz von Metallarbeitern aber hat es nach Landsberg fernabzuhalten.

Gewerkschaft.

Wegen den Generalstreik-Vertrag flachte der Metallarbeiter-Ausschuß am 10. März 1932 den Streik ab. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen.

Wegen den Generalstreik-Vertrag flachte der Metallarbeiter-Ausschuß am 10. März 1932 den Streik ab. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen.

Wegen den Generalstreik-Vertrag flachte der Metallarbeiter-Ausschuß am 10. März 1932 den Streik ab. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen.

Wegen den Generalstreik-Vertrag flachte der Metallarbeiter-Ausschuß am 10. März 1932 den Streik ab. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen.

Wegen den Generalstreik-Vertrag flachte der Metallarbeiter-Ausschuß am 10. März 1932 den Streik ab. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen.

Wegen den Generalstreik-Vertrag flachte der Metallarbeiter-Ausschuß am 10. März 1932 den Streik ab. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen.

Wegen den Generalstreik-Vertrag flachte der Metallarbeiter-Ausschuß am 10. März 1932 den Streik ab. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen. Der Streik wurde am 10. März 1932 abgebrochen.

Halle und Saalkreis.

Halle a. S., den 17. Juni 1931.

Väring im Verband deutscher Eisenbahnarbeiter und Handwerker.

Zur Aufklärung für die Delegierten.

Am 18. Juni findet in Halle a. S. der Verbandstag des Verbandes der deutschen Eisenbahnarbeiter und Handwerker statt. Der Verband besteht fast ganz in patriotischem Fahrwasser und ist täglich befaßt, sich das Wohlwollen der Verwaltung unter allen Umständen zu erhalten. Die diesjährige Tagung der Staatsproletarier verdient insofern Interesse, als auf ihr mit den sozialdemokratischen Tendenzen einigmaßen aufzuklären werden soll. Am 20. Februar d. J. fand in Berlin, in der Neuen Welt, eine große Versammlung der Eisenbahnarbeiter und Arbeiter statt. Auf Verlangen der Versammelten gab der Vorsitzende Seberin dem Genossen Schöbel, dem beabsichtigten Anwalt der Staatsarbeiter im preußischen Landtage, das Wort. Das sollte dem Herrn Seberin wohl bekommen. Der Vermittler, der bisher keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, ohne seine Ergebenheit der Verwaltung zu betonen, hatte sich damit arg in die Meilen gesetzt und alle seine Bemühungen, sich zu rehabilitieren, schienen vergeblich zu sein. Wie allein, daß die Reaktion gegen ihn nicht nachließ und die Verwaltung zu härteren Vorgehen gegen die Arbeiter aufforderte, fand ihm auch in den eigenen Reihen starke Gegner erwachten, die aufstrebend den Verbandstag benutzen wollten, um ihn zu besitzeln. Sein schärfster Gegner scheint der Sanitätsrat des Verbandes, Herr Heßner, zu sein. Heßner ist übrigens, wie berichtet wird, konfessioneller Reichstagskandidat für Potsdam-Landvolk und an Stelle Paulis. Es dürfte für die Eisenbahnarbeiter und Arbeiter jedenfalls von Interesse sein, zu erfahren, wie ihre angeblich unpolitische Zentralstelle Ludwig im landesweiten Fahrwasser liegt. Von Heßner rührt offenbar auch nachstehende Notiz der Kreuzzeitung her:

Die sozialdemokratische Vertikung der Eisenbahnarbeiter und Arbeiter der Deutschen Reichs-Eisenbahn hat mehrere Kreise zu ziehen, als man dachte nach der Verlesung am 20. Februar an den Vorkocher Seberin erteilte scharfe Rüge der A. L. Eisenbahndirektion Berlin erwarten sollte. Wie wir erfahren hat der Herr Seberin von den hiesigen Vereinen der Eisenbahnarbeiter, den 4. d. M. durch Betriebsleiter, die er sich von dem sozialdemokratischen Staats- und Gemeindeführerverband entziehen hat, zu einer Verlesung des Bezirks-Vereins eingeladen. Es scheint also doch nicht ganz so harmlos gemeint gewesen zu sein, daß er dem sozialdemokratischen A. L. Schöbel in der öffentlichen Verlesung am 20. Februar das Gehörnis zu Gehör zu bringen erteilte. Er mußte sich auch über die Verlesung des Referenten genauer erkundigen, als es gebräuchlich ist, denn die Verlesungen, wie sie meistens des Referenten Spannung gegen die Verwaltung laut wurden, kann diese immöglich dulden. Für den Kenner der Verhältnisse hat es klar auf der Hand, daß Seberin den Frieden zwischen Verwaltung und Arbeiter schaft müßig gehört hat und gewillt ist, ihn noch weiter zu fördern. Zu begreifen ist die überaus scharfe Stellungnahme, die der Verband deutscher Eisenbahnarbeiter und Arbeiter seinem früheren Vorkocher gegenüber, eingenommen hat. Wenn abgesehen davon, Heßner dort auf dem 3. d. M. in der Vorstandssitzung des Reichsverbandes namens des Reichsverbandes und Reichsverbandes gehaltenen Rede, die die Verwaltung gegenüber noch härter positionieren müßte, liegt es klar auf der Hand, daß die Verwaltung das Wort zur Geschäftsordnung erteilt hat. Wie wir jedes Zusammengehören mit der Sozialdemokratie ablehnen, hätte der Vorkocher von seinem Ausdresch in der Verlesung Gebrauch machen und Herrn Schöbel von der Verlesung ausschließen müssen. Daß er dies nicht getan hat, wird er bei künftigen Fragen müssen. Damit dürfte zur Genüge erwiesen sein, daß die Verwaltung sich mit den Handlungen des Berliner Betriebsleiters nicht identifiziert. Sollen aber die Eisenbahnarbeiter schädigende Konflikte vermeiden werden, dann dürfte die Verwaltung ihre Stellungnahme den Friedensführern gegenüber noch härter positionieren müßte.

Man darf gespannt sein, wie dieser denzignatorische Kampf um die Vorkocherschaft auf dem morgigen hiesigen Verbandstag erden wird. Zu wünschen wäre nur, daß die Eisenbahnproletarier sowohl Herrn Heßner wie auch Herrn Seberin in ihren gegenseitigen Verhörungen um die Kunst der Verwaltung allein liegen und sich den modernen Gewerkschaften anschließen.

Wären sie, die in ihrem Herzen längst mit den Verlesungen der Gesamtarbeitererschaft sympathisieren, sich endlich von dem Pfaffengebimmel der Partei fernmachen.

Steuerkürzungen sozialistischer Jugendpflege.

Kann ist die sozialistische Jugendpflege im besten Wege, sich zu entfalten. Dums, kommt ihr der gelebte Steuerfiskus das zwischen und fordert gefällige ein. Ein Reich, ein "Deutscher Turner" hätte sich durch die Aufforderung, sich an der "patriotischen Jugendpflege" zu beteiligen, veranlaßt gesehen, eine Knaben- und Jugendkassenabteilung einzurichten. Obgleich hatten die Vorkürter die staatliche, hochpolitische Prüfung über sich ergehen lassen, ob sie fähig oder sonstwie Mängel aufweisen, die sie zum Vorkürten der Knaben behördlich unzulässig erscheinen lassen. Die Prüfung wurde befanden; alle Vorkürter sind bis an Herz und Nieren föhrgest und auch sonst geinnungstüchtig. Und zu erhalten sie denn den Erlaubnischein, mit der Jugendpflege im Staatsinteresse beginnen zu können. Frei ist die Turnerei heißt es in einem schönen Bode. "Frei und frei wollen sie die Tätigkeit und ihrer sonstigen Befähigung nach sozialistisch geprüften Turnern mit

dem schönen Erlaubnischein ins "freie" Jugendpflegerturnen führen. Die Freiheit doch in Ehren" fangen die leutlichen Turner; aber er will ich mein Geld haben, brüllte ihnen da der Steuerfiskus entgegen, und er wollte von jedem Turnern für die Freiheit, einen Erlaubnischein zum freien Jugendpflegerturnen zu besitzen, 3 Mark 25 Cent empfanglich. Ein besonders nichtiges Würgen bei dieser Freiheitsbeskrift ist es, daß ausgerechnet der Stadtkaufmann B. N. d. d. v. dem Magistrat als staatlischer Oberrichter für Jugendpfleger eingekauft ist, den Leuten, die seinem Ruf zur patriotischen Jugendpflege gefolgt sind, jetzt die Aufforderung zur Abgabenzahlung zuzuhören muß. Er hat als Kreisfachinspektor — wie die bürgerliche Presse mittelt — den Turnern geschrieben:

Auf Ihre Anfrage benachrichtige ich Sie, daß die von Ihnen beantragten Erlaubnischeine zur Erlangung von Turnern für die Freiheit, einen Erlaubnischein zum freien Jugendpflegerturnen zu besitzen, 3 Mark 25 Cent empfanglich in Halle a. S. . . . mit je 3 M. 25 Cent empfanglich ist. Ich erlaube Sie um Auskunft, ob Sie die Ausstellung der Erlaubnischeine aufrecht erhalten; zureichendfalls wollen Sie die Antragsteller veranlassen, den Stempelbetrag von je 3 M. innerhalb acht Tagen an unser Schatzkassen einzusenden.

Die freiwillige Saaleleitung weist bittere Tränen ob dieses Vorgehens der Steuerbehörde und jammert in den kläglichsten Tönen darüber, daß die freiwillige Mitarbeit an der Jugend, dieses „gemeinnützigen Werks“, durch den „Erwerbssinn des katholischen Herrn Steuerfiskus erschwert und gehindert wird“. Dieses Heuchlergebimmel! Wenn es gegen Arbeiterturner ginge, würde es kein Sterbenswörtchen verlieren. Am Gegehr, die Saaleleitung würde mit erster Miene feierlich darauf verwerten, daß dieses Vorgehen der Steuerbehörde durchaus gesetzlich und durchaus rechtmäßig sei. Und in derselben Nummer schrieb sie dann einen Artikel für die Gleichberechtigung aller Staatsbürger und das gleiche Recht für alle. Eine edle Sorte, diese Schützer der patriotischen Jugendpfleger!

Zur letzten Volkszählung in Halle.

Nach der Schilderung der Vorbereitung des Zählgeschäftes, die wir vor einigen Tagen brachten, berichtet das Statistische Amt über die Abwicklung der Zählung nach Verufen:

Als Zähler kamen wie früher in erster Linie die Gemeindebeamten sowie die Volks- und Mittelschullehrer in Betracht. Den Gemeindebeamten bewilligte der Magistrat zur Vornahme des Zählgeschäftes je einen halben dienstfreien Tag für Ausfragen und Einlesen; für die Lehrer fiel auf Anordnung des Ministers die Schule einen Tag aus. Sowohl vom Magistrat und von den Schulbehörden war den Beamten nahegelegt worden, sich möglichst allgemein an der Zählung zu beteiligen; bemängelt stammte ein großer Teil der Zähler aus diesen Beamtengruppen. Es waren von 1932 männlichen Zählern 20 Personen, nämlich 401 Gemeindebeamte und 22,6 Prozent gleich 313 Personen. Volks- und Mittelschullehrer, also über die Hälfte. Die freiwillige, ehrenamtliche Zähler kann man die Gemeindebeamten und Lehrer nicht anprechen. Vielmehr stehen sie den bezahlten Zählern sehr nahe, da ja für sie der Dienst, für den sie bezahlt werden, ausfiel.

Diese Personen reichten aber bei weitem nicht für die Zählung aus. Die Staatsbehörden, die um Mitwirkung der Zählung angegangen wurden, trafen keine besonderen Vorkehrungen, etwa durch Dienstbefreiung, ihre Beamten zur Mitwirkung, willig zu machen; so fanden sich von mittleren Staatsbeamten nur 121 gleich 5,5 Prozent aller männlichen Zähler zur Vornahme der Zählung. Da auch damit der Bedarf noch nicht gedeckt war, mußte sich das Amt an Privatpersonen wenden. Es kamen die Studenten, die bereits bei früheren Zählungen beteiligten Privatpersonen sowie solche Personen, die die Polizeireviere als geeignet angesehen hatten, in Frage. An alle diese mende man sich persönlich, Aufforderungen in den einzelnen Zeitungen hatten nur sechs oder sieben Meldungen zur Folge. Als Resultat der Bemühungen ergab sich schließlich folgende Zusammenlegung der männlichen Zähler: Gemeindebeamte 20 Prozent, Lehrer 22,6 Prozent, Staatsbeamte 8,8 Prozent, wie bereits oben erwähnt. Von Gewerbetreibenden, Kaufleuten, Mesaurateuren, Handwerfern beteiligten sich 298 Personen. Es waren dies 17,1 Prozent der männlichen Zähler, eine ziemlich große Zahl. Die Studenten stellen 182 Zähler gleich 13,2 Prozent, Ingenieure, Techniker, Beamte, Profuratoren, Versicherungsbeamte und sonstige Privatbeamte nahmen 47 gleich 3,4 Prozent teil. Sehr gering war die Teilnahme der Privatleute mit 46 (darunter drei Anwälte), gleich 3,3 Prozent. Man sollte meinen, daß gerade diese Gruppe der Bevölkerung ihre Dienste der Zählung gern zur Verfügung stellte, da sie durch andere Beschäftigung meist nicht in Anspruch genommen sein wird. Selbst wenn man in Betracht zieht, daß zu dieser Gruppe viele alte Leute gehören, ist doch die Zahl 46 betrübend klein. Nicht klein war auch die Zahl der weiblichen Zähler, von denen sich nur 24 gleich 1,6 Prozent am Zählgeschäft beteiligten. Die übrigen 18 Zähler gleich 0,8 Prozent verteilten sich auf verschiedene Frauen.

Zu diesen 1822 Männern kamen noch 75 Frauen. Unter ihnen stellen das größte Kontingent die Gemeinde-Gewerkschaftsarbeiterinnen mit 63 Personen, ferner beteiligten sich noch neun Lehrkräften, zwei Diakonissinnen und eine Studentin an dem Zählgeschäft.

Es galt nun, auf diese 1457 Zähler die Zählbezirke zu verteilen. Wie bereits oben erwähnt, waren von jedem Zähler durchschnittlich 124 Personen zu zählen. Bei der Einteilung der Zählbezirke mußte auf die Individualität des Zählers Rücksicht genommen werden. Ringe Leute, wie die Studenten und zahlreiche Magistratsbeamte, bekamen mehr Haushaltungen zugewiesen als bezahlte Leute, Lehrer und Gemeindebeamte, die Verteilung vom Dienst zur Ausführung des Zählgeschäftes erhalten hatten, wurden reichlicher beachtet als die Gewerbetreibenden.

das selbsttätige Waschmittel Persil. Wer seine Wäsche schonen und ihr größere Gebrauchsdauer sichern will, nehme zum Waschen nichts anderes als Persil, das bewährte, selbsttätige, unschädliche Waschmittel von Millionen Hausfrauen. — Erhältlich nur in Original-Paketen. Der Washtag bringt Ihnen keinen Ärger mehr! Persil wäscht ganz von selbst! Die Wäsche wird eingesetzt, etwa 1/2-1/4 Stunde gekocht und gut ausgespült; sie ist dann fertig, blütenweiß wie auf dem Rasen gebleicht. HENKEL & Co., DÜSSELDORF. Alleinige Fabrikanten auch der weltberühmten Henke's Bleich-Soda.

Unterhaltungs-Blatt

Beilage zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis

Nr. 25

Sonntag, 18. Juni

1911

Einem Tagelöhner.

Lange Jahre sah ich dich
Führen deinen Spaten,
Und ein jeder Schaustell dich
Ist dir wohlgeraten.

Nie hat dir des Lebens Flucht
Bang' gemacht, ich glaube —
Sorgetest für die fremde Frucht,
Für die fremde Traube.

Nie gelodert hat die Glut
Dir im eig'nen Herde;
Doch du fußttest fest und gut
Auf der Mutter Erde.

Nun hast du das Land erreicht,
Das du fleißig grubest;
Lasse dir die Scholle leicht,
Die du täglich hubest!

Kourab Ferdinand Meyer.

Vernichtet.

Aus den Erinnerungen eines Kaufmanns.

Von Johann Koch.

Vor beiläufig zehn Jahren hatte ich in mein Geschäft einen Mann als Buchhalter aufgenommen, der mir bezüglich seiner Tüchtigkeit aufs wärmste empfohlen worden war, welcher Empfehlung er auch in jeder Hinsicht mehr als entsprach.

Er war eine seltsame Erscheinung. Sein bleiches verschlossenes Gesicht war von einem braunen Vollbart umrahmt, der ihm keinen geringen Ausdruck von Ueberlegenheit und Würde verlieh. Er sprach selten und nie mehr, als notwendig war, um die Sache, um die es sich handelte, zu erledigen. Während der dreieinhalb Jahre, die er in meinem Hause verbrachte, habe ich ihn nie lachen gehört; und wenn je ein Lächeln über sein Antlitz huschte, so verschwand es so schnell wieder, daß man kaum die Veränderung seines Gesichtsausdrucks bemerken konnte.

Aber was seine geschäftliche Stellung bei mir betraf, so kann ich mich nur im vollsten Maße lobend über ihn äußern. Er war unermüdet, emsig und gewandt und verstand es, sich schnellstens und mit größter Leichtigkeit in alle Anforderungen zu finden, die der Dienst in meinem Geschäft an ihn stellte. Daher kam es auch, daß ich ihm ein immer größeres Vertrauen schenkte und ihm schließlich die Stelle meines Geschäftsführers übergab. Als solcher war seine Hauptverpflichtung, die Masseneinkäufe der Artikel meines Vertriebes zu besorgen. Und darin zeigte er eine solche Gewandtheit und Sicherheit, daß dem Geschäft durch ihn immer größere Vorteile zufließen.

Bei all diesen seinen Vorzügen zeigte Herr Joseph Holzer, so hieß mein Geschäftsführer, in allem, was seine Person betraf, eine solche Zurückhaltung und Selbstverleugnung, ja fast möchte ich Selbstverachtung sagen, daß ich mich mehr als einmal davon zurückgestoßen fühlte. Ich hätte es gern gesehen, wenn er wenigstens etwas Eitelkeit gezeigt hätte — aber nein, Herr Holzer war und blieb ein Mensch, der sein Ich mit einer Kälte behandelte, die ich bei einem moralisch gefunden Menschen nie zu finden glaubte. Nicht, daß er eine falsche, übertriebene Bescheidenheit an den Tag gelegt hätte; er schien überhaupt unfähig zu sein, für sich etwas zu fordern, und

nach und nach erkannte ich, daß er von einer tiefen, unheilbaren Lebens- und Selbstverachtung erfüllt war. Ich ahnte etwas Furchtbares, das diesem Manne den Lebensmut geraubt hatte, doch was dies sein mochte, darüber Aufschluß zu erhalten, hätte ich bei dem ganz und gar verschlossenen Wesen Herrn Holzers nie zu denken gewagt.

Inzwischen war das dritte Jahr seines Aufenthalts bei mir verfloßen, länger als ein Jahr hatte er schon die Geschäftsführerstelle inne, und ich dachte bei dem großen Vorteil, den eine solche Akquisition mir bringen mußte, daran, Herrn Holzer zu meinem Geschäftsführer zu machen. Dieser Plan wurde vollends zum Entschluß, als meine Schwester mir eines Tages nicht ohne Hörgern die Mitteilung machte, daß sie für meinen Geschäftsführer eine Neigung gefaßt habe. Sein stilles, ruhiges Wesen, wie sie es nannte, und seine hervorragende Geschäftstüchtigkeit hatten in ihr den Gedanken entstehen lassen, daß keiner so gut wie Herr Holzer für sie zum Ehemann taugte.

Mir war diese Neigung meiner Schwester nicht gerade verständlich, denn ich fand an ihrem Erwählten nichts, was in meinen Augen einen Mann für ein Mädchen anziehend machen könnte — ausgenommen, daß in seinem Aeußern ein gewisser Reiz des Interessanten lag. Aber ich mochte wohl nicht mit Mädchenaugen Herrn Holzer ansehen; dann hatte ich auch keinen Grund, dieser einmal vorhandenen Neigung entgegenzutreten, und so bat ich ihn denn eines Tages, mich in meiner Wohnung zu besuchen.

Als er gekommen war, ließ ich meine Schwester zu mir rufen und in ihrem Beisein machte ich ihm von unser beider Absicht Mitteilung, ihn in meine Familie und Firma aufzunehmen.

Schweigend hörte er mich an und nichts in seinem Gesicht verriet irgendeinen Eindruck, den meine Worte auf ihn machten.

„Herr Vender,“ sprach er zu mir, als ich geendet hatte, „und verehrtes Fräulein Therese,“ sich zu meiner Schwester wendend, „da Sie mich mit einem so großen Vertrauen beschreiben wollen, ist es meine Pflicht, Ihnen zu sagen, wer ich eigentlich bin.“

Er schwieg einen Augenblick. Erstaunt blickte ich ihn an und dann auf meine Schwester, über deren Gesicht als Zeichen innerer Beunruhigung eine flüchtige Röte zog.

Nach einer Pause, während welcher sich über seine Züge ein düsterer Schatten legte, der im folgenden nicht mehr von ihm wich, fuhr Herr Holzer mit einer unfähig harten, einschneidenden Stimme fort: „Ich habe zwanzig Jahre wegen Wortes im Kerker gesessen.“

„Zwanzig Jahre wegen . . .“ wiederholte ich tonlos und die kurzen Schläge meines Herzens machten meine Stimme ersticken.

Und vollkommen ruhig und farblos war seine Stimme, als er die Worte sprach: „Ich habe meinen Vater erschlagen.“

Nach diesem Geständnis trat eine tiefe Stille ein, die sich bleiern auf mich legte. Ich war keines Gedankens fähig und an dem Weiz des Gesichtes meiner armen Schwester erkannte ich, welch furchtbaren Eindruck die Worte unseres Gegenübers auf sie gemacht hatten.

Dieses allein hatte äußerlich seine Ruhe bewahrt, und nach einer Pause, während welcher der düstere, starre Ausdruck seines Gesichtes nicht gewichen war, hub Herr Holzer wieder an: „Nachdem Sie so viel wissen, müssen Sie auch die Gründe dieser Tat erfahren, die mich zu dem gemacht hat, was ich bin: zu einem Freud- und Glücklosen.“

Ohne jedes Schmerzgefühl oder Selbstbedauern in der Stimme sprach er dieses Urteil aus. Dann fuhr er ebenso fort:

„Mein Vater war ein Mann, der nicht imstande war, irgend jemandem, ja selbst nicht seine Familie, wahrhaftig zu lieben; er war ein Egoist durch und durch. Meine um anderthalb Jahre ältere Schwester und ich mußten vieles, Unfährliches unter diesem Egoismus leiden, ebenso auch meine Mutter.

Jeder Tag erlebte eine Szene der Noth, welche unsere jungen Seelen tief erniedrigte und uns Kindern eine unnatürliche Menschen- und Lebensfülle einimpfte. Ich pries daher meine Schwester glücklich, als sie, nachdem sie das fünfzehnte Lebensjahr überschritten hatte, aus dem Hause kam: doch als ich hinter esfuhr und begriff, was aus ihr geworden war, erkannte ich erst die ganze Niedrigkeit meines Vaters.

Am dieselbe Zeit ging auch mit mir eine Veränderung vor sich. Ich hatte meine Schulzeit beendet und von einem dunklen Drange getrieben bat ich um die Gunst, studieren zu dürfen. Aber nur Hohn gelächter hatte mein Vater für meine Bitte. Schon als achtjähriges Kind hatte ich begonnen, zu lesen, was mir in die Hände fiel, und viel Nützliches hatte meinen unreifen Verstand verwirrt, aber auch manches Gute war auf einen gesunden Boden gefallen. Doch die Gedanken und Empfindungen, die aus meinem Lesen, das ich unentwegt fortführte und dem ich sogar meine Schülerarbeiten hintanzogte, leiteten, traten in einen unvereinbaren Kontrast zu der Umgebung, in der ich lebte. Denn das rohe, brutale Wesen, das bei uns herrschte, wurde noch erhöht durch eine vollständige Verwirrung und Ordnungslosigkeit in allen häuslichen und wirtschaftlichen Dingen, deren Folge ein immerwährender peiniger Mangel war, der auch mit die Schuld trug, daß meine Erziehung total vernachlässigt wurde und uns unser Vater wie das liebe Vieh vegetieren ließ. Hätte ich nicht meine Resignation gehabt, ich wäre damals sicherlich ganz verkommen. Wenn die Not am höchsten stieg, dann ereigneten sich Szenen, bei denen meine Mutter die ärgsten Demütigungen erdulden mußte, denn nicht nur beschimpft, auch geschlagen wurde sie von meinem Vater.

Alles das bedrückte schwer mein Gemüt und in meinem Hinterkopf hatte sich der Gedanke festgesetzt, daß ich dazu geboren sei, diesem Elend ein Ende zu machen und uns in eine höhere Lebenssphäre zu erheben; und darum wollte ich studieren. Aber damit kam ich schon an. Nicht bloß zurückgewiesen, sondern geschlagen und mißhandelt wurde ich wegen meines Wunsches, und wenn mich mein Vater früher vernachlässigt hatte, so verfolgte er mich jetzt so lange mit seinem grausamen Spott und seiner brutalen Anechtung meines Körpers und Geistes, bis es ihm gelungen war, jeden Funken eines höheren Strebens in mir zu erstickten. Fortan gab ich jeden Gedanken an einen Beruf auf und ich wurde ein rechter Laugenichts.

Ueberhaupt war jetzt in unser Leben ein seltsamer Zustand eingetreten. Seit meine Schwester fort war, hatte mein Vater seinen Beruf aufgegeben — er war Privatbeamter gewesen — und wir lebten fast nur von dem, was uns meine Schwester gab und mein Vater von ihr erpreßte. Woher sie das viele Geld nahm, wußte ich nicht, aber meine Mutter weinte immer fürchterlich, wenn von ihrer Tochter Rosa die Rede war, und ich hörte sie dann oft in leidenschaftlicher Verzweiflung zum Herrgott um Erlösung von diesem schrecklichen Dasein flehen. Dafür wurde sie von meinem Vater, der jetzt an Noth und Brutalität zunahm, schwer geächtigt, geschlagen und mit Füßen getreten, und er forderte sie dann wohl auch auf, doch endlich hin zu werden, damit er ihr Geheul nicht mehr anhören müsse. Ich war schon zu sehr verrotzt und infolge der großen Vernachlässigung, unter der ich litt, schon ganz verkommen und durch die Häufigkeit solcher Auftritte begannen zu abgestumpft, als daß ich mir darüber Gedanken machen, oder meiner Mutter hätte beistehen mögen. Aber sie litt tief und stehete langsam dahin, und nachdem etwa vier Jahre, seitdem meine Schwester uns verlassen hatte, verstorben waren — ich war inzwischen achtzehn Jahr alt geworden —, starb sie.

Dies war der erste Schlag, der mich aus meiner Verwundung etwas aufrüttelte und mich, wenn auch noch dunkel, schon Hoff, welchem Ziele ich zusteuerte. Aber nicht herauszuweichen konnte ich mich; dazu fehlte mir die Kraft. Nur Elend über mich war es, der mich anfangs erfüllte und der dann in Verzweiflung überging, die sich nach und nach gegen den Urheber meiner Niedrigkeit richtete und einen Haß in mir erzeugte, der mich zuweilen blind vor Wut machte.

Mein Vater, der jetzt zu Hause nur noch mich allein hatte, an dem er seine Launen befriedigen konnte, versuchte oft wieder, mich durch Schläge zu unterjochen. Aber jetzt war es mit seiner Autorität, die mich früher immer noch gememmt hatte, aus. Ich schlug zurück und nicht selten war er der Unterlegende.

So lebten wir nach dem Tode meiner Mutter dahin; ich

freudlos, untätig herumlungern, mich selbst verachtend und die Welt schmeidend, die auch mich verächtlich mißte; mein Vater roh und wild wie immer, ebenso untätig wie ich, nur daß er, dem Trunde ergeben, sich regelmäßig sinnlos betrank, wenn es von meiner Schwester Geld erhalten hatte.

Ich hatte mich früher nicht viel um sie gekümmert, aber jetzt regte sich doch zuweilen der Wunsch in mir, sie zu sehen und zu sprechen; aber mein Vater verweigerte mir jede Auskunft über ihren Aufenthalt.

Fast zwei Jahre mochten seit dem Tode meiner Mutter vergangen sein, als mein Vater mir eines Tages mitteilte, meine Schwester Rosa wünsche mich zu sehen — sie sei krank und liege im Spital.

Dort suchte ich sie auf und hier fand ich sie, ein Opfer des niedrigsten Verbrechens, das je ein Vater an seinem Kinde begangen. Mein Vater hatte sie zur Lustbühne gezwungen, um von dem Gelde, das er ihr abpreßte, leicht und sorgenlos leben zu können. Als ich die ganze Niedrigkeit dieser That von Rosa erfahren und sie begriffen hatte, fühlte ich mich so tief in allen meinen menschlichen Empfindungen, die mir noch geblieben waren, beleidigt, daß ich nur an Rache denken konnte.

Rosa starb. Und jetzt stieg ein Gefühl des Grauens und Ekels in mir auf, das mir die Kehle zuschnürte und mich vor mir erschauern machte. Ich fühlte mit Entsetzen, daß an uns ein Verbrechen begangen, daß in mir etwas gemorbet worden war, das mich so kalt anwehte, wie die Leiche Rosas und das ich nur durch Blut, viel Blut, wenn überhaupt wieder, ins Leben zurückrufen könne. Dieser Gedanke des Wahnsinns verfolgte mich Tag und Nacht; aber ich wußte noch nicht, um welches Blut es sich dabei handelte.

Hier schwieg Herr Volzer und schloß leicht Atem. Auf seiner Stirn traten tiefe Falten hervor und die starre Dürreheit seiner Gesichtszüge erfüllte Theresen und mich mit Pein.

Nach einer Pause und nachdem sich Herr Volzer mit der Hand über Stirn und Augen gestrichen hatten, fuhr er gleichen Tones wieder fort:

„Wir hatten eine Holzhaide an langem Stiel, eine gute, stählerne Art, nur war sie etwas stumpf geworden. Mit dieser Haide beschäftigte ich mich jetzt tagelang mechanisch, ohne an etwas zu denken, nur von einem eigentümlichen Reiz gefangen genommen, den das blühende Weid, das ich wieder haarig geschliffen hatte, auf mich ausübte. Stundenlang konnte ich es in der Sonne blitzen lassen, immer wieder prüfte ich seine Schärfe und dann erfreute mich die stählerne Kälte, die es aushauchte, die in mein Herz drang und es ebenso stählern machte. Auch versuchte ich meine Kunst im Gebrauch des Weils, indem ich fingerdicke Ratten der Quere nach abzackte, und nach einiger Übung gelang mir dies auf den ersten Hieb. Aber immer trachtete ich die Schneide frisch und scharf zu erhalten.“

Wenn ich schlief, lehnte es neben mir und es war mir Gefährte geworden, der mich nie verließ und dem ich vieles und und... ol so Schreckliches anvertraute, was in meinem Herzen wühlte.

In einer Nacht, etwa drei bis vier Wochen nach meiner Schwester Tode, kam mein Vater schwer betrunken nach Hause. Ich lag auf meinem Strohsack auf der Erde und war eben eingeschlafen, als mich sein Eintreten weckte.

„Du Hund, du Dieb, steh auf!“ schrie er mich an; „steh auf, geh fort, du Hund, du ehrloser, geh betteln oder stehlen; ich brauche Geld!“

Ich schwieg; aber alles Blut war mir zum Herzen getreten und meine Hände wurden kalt wie Eis.

„Du Vieh, hörst du nicht, steh auf, fort, hinaus! Mir ekelt vor deinem Strizzigeficht, hinaus, ich will dich nicht mehr sehen, hinaus!“

Ich hatte ihm den Rücken zugekehrt, schwieg und — lächelte. Die mit kaltem Schweiß bedeckten Glieder reckend, blieb ich ruhig liegen.

„Du stinkendes Tier, steh auf, geh fort aus meiner Wohnung und komm nicht wieder, außer du bringst mir Geld. Du bist zu nichts nütze als zum Stehlen, darum marsch hinaus mit dir!“

Warum bin ich zu nichts nütze, dachte ich, während Eiseskälte mich durchrieselte, und ich schwieg. Aber dieser Zustand in meinem Herzen wurde unerträglich; ich wollte ihn abschütteln — aber wie?

„Also du willst nicht gehen, du Schuft, was, du willst nicht? Na war!, ich werde dir Weine machen!“ Und er kam auf mich zugeortelt und gab mir einen — Trittl.

Jetzt fuhr ich auf, bebend vor Wut, das Weid in der Hand.



Langsam, aber in wichtigen Stöhen, die wie Faustschläge an meine Schläfen pochten, schlug mein Herz. Eine tierische, wütende Frage, das von Branntwein entsetzte Gesicht meines Vaters, fixierte mich mit schillernden Augen an.

„Geh fort!“ zischte er, „geh fort, Kreptel auf dem Mist, feuler Hund, werde ein Dieb, wie deine Schwester eine Dirne geworden ist!“

„Weil du sie dazu gemacht hast!“ schrie ich. Rasend hob ich das Beil und im nächsten Augenblick sauste es auf den Schädel meines Vaters nieder, den es auf den ersten Hieb spaltete. Mit einem furchtbaren Geheul stürzte er nieder und starb nach wenigen Zudungen.

Ich setzte mich auf meinen Strohsack nieder und betrachtete die Leiche unverwandt. Eine tiefe Ruhe, ja ein Glücksgefühl lag in mir auf, als ich das Blut über die Dielen fließen sah, und ich fühlte mein Herz frei und beseligt pochen, wie noch nie zuvor. Ich wollte ausschreien und jauchzen; aber kaum hatte ich eine Bewegung der Rippen versucht, als ein heftiger Krampf mir die Kehle zuschnürte und dicke Tränen über meine Wangen rollten.

Nachbarin kamen, denn man hatte das Schreien und den Fall gehört. Als sie sahen, was geschehen war, ergriffen sie mich, nahmen mir das Beil aus der Hand und führten mich zur Polizei. Immerfort flossen mir die Tränen aus den Augen; aber es waren nicht Tränen der Reue oder der Furcht, wie viele dachten, sondern es waren die Woten eines tiefen inneren Sündes, das mich überwältigte und erhob.

Dann kam meine Verurteilung. Ich verzichtete auf jede Verteidigung und als das Urteil auf zwanzig Jahre lautete, war ich zufrieden.

Dann wurde ich in die Strafanstalt abgeschoben, wo ich meine Strafe abtun sollte. Kaum dort angelangt, verfiel ich in ein schweres Nervenfieber, von dem ich nur langsam genas.

Als ich aus dem Anstaltshospital in meine Zelle geschickt wurde, hatte ich mit meinem Leben abgeschlossen. Ich wußte, daß ich verzichten mußte auf alles, was das Glück und Leben hieß, und in diesem Gedanken habe ich gelebt und meine Ruhe gefunden.

In der Zeit lernte ich von einem Mitgefangenen die Anfangsgründe des kaufmännischen Rechnens und auch in der Anstaltsschule lernte ich einiges hinzu. Und weil ich gefügig und gehorsam war, so ließ mir unser Direktor einige Bücher und gab mir auch Unterricht in den kaufmännischen Fächern. So eignete ich mir ein Wissen an, das ich schon in der Kneipe der Anstalt ausübte und das mir später die Grundlage zu meiner jetzigen Existenz bot.

Langsam vergingen die zwanzig Jahre, und die Qualen, die ich litt, wurden am tiefsten, als ich erkannte, welche Fähigkeiten in mir gewesen waren und was ich bei einiger Führung hätte erreichen können. Alles das war in mir erstorben, von ruchloser Hand ermordet, und auch meine blutige Missetat hatte nicht wieder ins Leben zurückgerufen, was einmal gestorben war: mein edleres Ich, mein höheres Streben waren und blieben tot.

Als die Zeit um war, zog ich in die nächste Stadt und trat in das Geschäft eines Kaufmanns ein, dem mich mein Gefängnisdirektor empfohlen hatte. Dort blieb ich zwei Jahre. Dann kam ich hierher, diente in einem größeren Hause drei Jahre und trat dann in Ihr Geschäft ein. Nun bin ich zufrieden. Ich habe auch einige Ersparnisse gemacht.

Jetzt, Herr Vender, wissen Sie, wer ich bin, und ich weiß, daß es für mich eine Gunst ist, wenn Sie mich Ihnen weiter dienen lassen.“

Die Erzählung hatte mich tief erschüttert. Ich verstand jetzt manches, was mir früher an seinem Charakter unverständlich gewesen war. Ja, ich fand, daß das Selbstneugierende, das in seinem Wesen lag, eine gewisse Achtung herausforderte.

Ich drückte ihm die Hand, versicherte ihm meines Vertrauens nach wie vor, und nachdem er sich von meiner Schwester, die mit niedergeschlagenen Augen sich von ihm abwendete, empfahlen, verließ er uns.

Im Geschäft ging es anfangs ganz gut. Aber nach und nach wurde unser Verhältnis kühler. Um ihn nicht glauben zu machen, daß ich ihn verachtete, verfiel ich folger gegenüber unwirklich in einen Ton übertriebenen Entgegenkommens und unbegründeter Niedrigwürdigkeit. Dies machte mich aber verlegen, und weil es mir nicht gelangen konnte, seinen natürlichen Ton ihm gegenüber anzuschlagen, wurde ich

kälter und kälter, bis er, die Sachlage richtig erkennend, um seine Entlassung bat.

Auch dabei benahm ich mich ungeschickt; denn um ihm meine innere Befriedigung zu verbergen, willigte ich schroff ein und entließ ihn wie einen unbequemen Menschen.

Lange Zeit vernahm ich nichts von ihm.

Nach fünf Jahren etwa hörte ich von einer wichtigen elektrotechnischen Erfindung, die einem gewissen Holzer gelungen sei. Als ich der Sache nachging, erfuhr ich, daß der Erfinder richtig mein ehemaliger Geschäftsleiter sei, der, jezt vermögend und berühmt, dennoch ein vollständig zurückgezogenes Leben führe. Aber nicht lange genos er sein Glück.

Bei der Rettung eines in einen Teich gefallenen Kindes, die ihm auch gelang, ist er selbst ertrunken. — (Wiener Arbeiter-Zeitung.)

Fleischfressende Pflanzen.*

Jedem Naturfreunde ist es heute bekannt, daß es „fleischfressende“ oder, wie sie auch häufig genannt werden, „insektenfressende“ Pflanzen gibt. Frühere Bezeichnung ist vorzuziehen, weil die Ausnützung gefangener tierischer Körper das Ausschlaggebende ist und es sich dabei ja nicht ausschließlich nur um Insekten handelt. Wer nicht näher auf dem Gebiete der Pflanzenbiologie orientiert ist, hat kaum eine richtige Vorstellung davon, wie mannigfach die hierher gehörigen Einrichtungen und welche physiologischen und biologischen Probleme mit diesem Gegenstande verbunden sind. Auch darüber, was eigentlich hinter dieser „Fleischfresserei“ gewisser Pflanzen steckt, und wie man sich diese für Pflanzen sehr absonderliche Ernährungstätigkeit zu denken habe, dürften in weiteren Kreisen manche unrichtige oder wenigstens unzulängliche Vorstellungen zu finden sein. Uebrigens dürfte (neben vielleicht der Blütenbiologie und den Sinnesorganen) auf dem Gebiete des Pflanzenlebens kaum ein Gegenstand zu finden sein, der auch für den Nichtfachmann so anziehend wäre, wie der vorliegende. Und dies zwar schon deshalb, weil die hier zu erörternden Tatsachen die vielfachsten Beziehungen zu den wichtigsten Erscheinungen des Pflanzenlebens überhaupt aufweisen. Die „Carnivorie“ (Fleischfresserei) und die mit ihr verbundenen Einrichtungen geben uns ein Bild davon, bis zu welcher Höchstleistung die Anpassung des pflanzlichen Organismus fortzuschreiten fähig ist. So vermag eine genauere Kenntnis dieser absonderlichen Gewächse uns in höherem Maße einen Einblick in die feinere Organisation der Pflanze zu gewähren, als es vielleicht zuerst den Anschein haben möchte. Die neuere Zeit hat mit ihrer den Erdball umspannenden Fortfertigkeit, mit ihrem geschärften Blick und den verfeinerten Methoden gerade für das Verständnis dieser Pflanzengruppe viel Aufklarendes geleistet, so daß es heute möglich ist, ein ziemlich einheitliches und in der Hauptsache zuverlässiges Bild zu entwerfen, wenn auch noch vieles — und wer weiß, wie bedeutungsvolles! — künftiger Forschung vorbehalten bleibt.

Für die Zeit, da die Pflanzenbiologie in ihrer ersten Entwicklung stand, war zunächst die Vorstellung der Reizbarkeit, und dann die des Vorkommens einer Verdauung tierischer Stoffe bei einer Pflanze allerdings ein Riesensprung. Für unser heutiges Wissen fügen sich die Eigentümlichkeiten dieser biologischen Gruppe der fleischfressenden Pflanzen zwarlos in eine Reihe pflanzlicher Ernährungsarten ein.

Gesamtlich vermag die heutige Wissenschaft, sobald sie die Gesamtheit der Tier- und Pflanzenwelt in Betracht zieht, keinen durchgreifenden Gegensatz zwischen beiden Organismenreichen namhaft zu machen. Sie sind beide mit den allgemeinen Lebensfunktionen ausgerüstet; wenn zwischen den höher entwickelten Formen beider Entwicklungslinien einschneidende Unterschiede vorhanden sind, so betreffen diese entweder bloß den Grad der Ausbildung der einzelnen Lebensfunktionen, oder sind überhaupt bloß sekundärer Natur. Gerade jene Merkmale, die einstens als die zweifellos ausschlaggebenden für die Definition des „Tierischen“ galten: Reizbarkeit (Empfindungsvermögen) und aktive Bewegung, mußten in dieser Bedeutung zu allererst aufgegeben werden. Gerade hierin sind Tier und Pflanze prinzipiell am wenigsten verschieden. Sinegegen weist die Ernährung bei Pflanzen und Tieren die bedeutungsvollsten Differenzen auf. In dieser Beziehung gingen die beiden Entwicklungslinien am weitesten auseinander. Trotzdem kam es auch hier zu keiner unübersehbaren Gegenfälligkeit. Wohl gibt es kein Tier, das sich nach Art der grünen Pflanzen nährt; aber es gibt reichlich viele nicht-grüne Pflanzen, die in ihrer Ernährungsweise (physiologisch) den Tieren gleichzu-

* Wir entnehmen den vorstehenden Aufsatz dem kürzlich erschienenen Bändchen: Die fleischfressenden Pflanzen von Prof. Dr. Adolf Wagner. Mit 82 Abbildungen im Text (Aus Natur und Geisteswelt, Band 844. Leipzig, Verlag von W. G. Teubner. Preis geb. 1 M., in Leinwand geb. 1,50 M.)

stellen sind. Und unter den grünen Pflanzen gibt es wiederum einige, bei denen beide Ernährungsarten kombiniert sind.

Dieser Prozeß der unmittelbaren Kohlenstoffgewinnung aus der Kohlenäure und die Synthese der Kohlehydrate aus den Elementen im Chlorophyll unter Einwirkung des Lichts ist ein Ernährungspezifitum der grünen Pflanzen. Da der Tierwelt diese Möglichkeit der Ernährung auf allen Stufen ihrer Entwicklung verlagert ist, so ist sie in ihrer Existenz letzten Endes durchaus von der grünen Pflanzenwelt abhängig.

Aber auch einem Teile der Pflanzenwelt geht es nicht besser. Im Laufe der Entwicklung haben sich im Pflanzenreiche gewisse ernährungsphysiologische Typen herangebildet, bei denen, ganz wie beim Tiere, schon vorhandene organische Stoffe die Nahrungsquelle bilden.

Wenn aber die in Rede stehenden Pflanzen wirklich fleischfressende sein sollen, so müssen sie (da in die Pflanze die Nahrung von Anfang an nur von der äußeren Oberfläche aus in die Zellen gelangen, also nur in flüssiger Form überhaupt aufgenommen werden kann) zugleich fleischverdauende Pflanzen sein. Es muß an ihnen die Ausscheidung lösender Stoffe von einer dem Magensaft gleichwertigen, d. h. peptonisierenden Wirkung stattfinden. Nur solche, mit dieser Fähigkeit ausgerüstete Pflanzen sind im eigentlichen Sinn als fleischfressende zu bezeichnen.

Wenn ferner Insektenfang und Stickstoffnahrung auf diesem Wege zu einer regelmäßigen Tätigkeit werden sollen, dann muß nicht bloß dafür gesorgt sein, daß herantommende kleine Tiere festgehalten werden, sondern auch dafür, — daß sie wirklich herantommen. Wer sich darauf beschränkt, eine offene Mausefalle hinzustellen und zu warten, bis sich zufällig ein Mäuslein hinein verirrt, der wird hinsichtlich seiner Ausbeute im Nachteile sein gegen denjenigen, der schlaue genug ist, in die Falle alle seinen verlockenden Köder zu legen. Es wäre denn, die Falle stünde an einem Orte, an dem so zahlreiche Mäuse vorbeikommen, daß eines oder das andere Opfer unbedingt hineingeraten muß. Diese Erwägungen des berechnenden Verstandes hat die Natur bei der Ausrüstung der fleischfressenden Pflanzen längst vorhergesehen: wo die Fangapparate so beschaffen und angebracht sind, daß auf alle Fälle genügend viele Opfer mit ihnen in Berührung kommen müssen, spielen besondere Anlockungsmittel keine oder nur eine untergeordnete Rolle. Wo aber diese Bedingungen nicht genügend gesichert sind, kommt noch ein ganzer Apparat von Anlockungsmitteln dazu, die dann zum Teil mitunter noch in so raffinierter Weise verwendet werden, daß das Opfer seine Lusternheit unfehlbar mit dem Tode büßen muß. Es ist sicherlich sehr bemerkenswert, daß wir hier ganz denselben Anlockungsmitteln begegnen, welche die Pflanzen auch anderwärts in mannigfachen Kombinationen anzuwenden gelernt haben, wenn auch nicht im Dienste so raubgieriger Bestrebungen, — nämlich im Interesse der Bestäubung der Blüten.

Diesen selben Anlockungsmitteln, die hier einer harmlosen und gewöhnlich beiden Teilen nützlichen gegenseitigen Anpassung dienen, begegnen wir wiederum, teilweise wenigstens, bei den Insektenfallen der Carniboren. Nur daß es sich hier nicht um Bezahlung für geleisteten Liebesdienst handelt, sondern für die ahnungslosen Besucher um Leben und Tod geht, d. h. richtiger gesagt: fast immer um den Tod. Die Sarracenen und Nepenthen haben reichlich Honigdrüsen, die aber so angebracht sind, daß das Insekt in die Falle gehen muß, aus der es kein Entrinnen mehr gibt. Bei den teilweise das Wasser bewohnenden Utricularien ist es wieder Schleimabsonderung, welche den Köder bildet. Nepenthen und Sarracenen leuchten in prächtigen Farben, so daß ihre Rannen und Schläuche von Unkundigen häufig für große Blüten angesehen werden. Die Blätter der Drosera-Arten (die auch zugleich durch Rotfärbung ausgezeichnet sind) sowie die von Drosophyllum sind auffällig durch die im Sonnenschein gleich Taupfropfen glühenden Schleimtropfen. Auch Gerüche werden abgegeben, so für Drosophyllum ein deutlich wahrnehmbarer Veilchengeruch. — In speziellen Fällen wird der Fangapparat dann noch durch besondere Sinnesorgane ergänzt, die der Pflanze die Anwesenheit eines Opfers ankündigen.

Wir sind heute imstande, über die Carniborie ein ziemlich einheitliches Bild zu geben und deren „Sonderbarkeit“ wenigstens in der Hauptsache zu begreifen. Daß kommende Forschung noch mancherlei Klarzustellen hat und wahrscheinlich unsere Anschauungen noch in manchen Punkten korrigieren wird, ist ja selbstverständlich. Aber über die Ratlosigkeit unserer Verfahren gegenüber diesem Phänomene hat uns die Gründlichkeit und Unermüdblichkeit der Forscher endgültig hinausgehoben. Daß dabei freilich ein ganzer Rattenkönig neuer Rätsel ins Bewußtsein gekommen ist, die uns im Verein mit zahllosen andern Erfahrungen, das schon gelöst geglaubte Problem der Natur des Organischen wieder unnahbarer denn je erscheinen lassen, — das liegt in der Natur der wissenschaftlichen Erkenntnis überhaupt, die durch jedes gelöste Problem auf noch tiefere ungelöste geführt wird.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Vos in Halle a. S.

Kleines Feuilleton.

Was ist eine Pferdestärke?

In den ersten Jahrzehnten der Dampfmaschinenperiode sind folgende Geschichte zugetragen haben:

James Watt hatte schon seine ersten Dampfmaschinen gebranchsfähig liefern können, als er auch von einem Brauereibesitzer den Auftrag erhielt, eine Dampfmaschine zu bauen, die ein Pumpwerk treiben sollte. Die technischen Verständigungsmittel der damaligen Zeit waren naturgemäß noch sehr einfach. Der Besteller konnte daher über größere Leistungsfähigkeit der Maschine keine genauen Angaben machen. Es wurde aber vereinbart, daß die Maschine dasselbe leisten sollte, wie der Pferdebetrieb. Um ein Maß der Leistungsfähigkeit zu finden, sollte die pro Tag geförderte Wassermenge des Pumpwerkes mit Pferdebetrieb festgestellt werden.

Dem Brauer lag aber daran, ein gutes Geschäft zu machen, seinen Betrieb zu vergrößern, eine Maschine zu erhalten, die noch leistungsfähiger als ein Pferd im Normalbetrieb war. Zu diesem Zweck ließ er eins seiner stärksten Pferde acht Stunden lang an dem Pumpwerk arbeiten und mit der Peitsche zur höchsten Leistungsfähigkeit antreiben. Als Förderleistung während dieser acht Stunden wurden Wassermengen von 2 Millionen Kilogramm Wasser auf die Hubhöhe eines Meters gerechnet: pro Sekunde ergab sich etwa 70 Kilogramm Wasserförderung.

Der Brauer stellte nun die Bedingung, eine Maschine von dieser „Pferdestärke“ zu erhalten. Watt kam dem Brauer entgegen und erhöhte das geforderte Maß auf 75 Kilogramm pro Sekunde. Dieses Maß der Arbeitsleistung, 75 Kilogramm Wasser in einer Sekunde einen Meter hoch zu heben, wurde dann als dauerndes Maß der Kraftleistung von Dampfmaschinen für alle späteren Bauarbeiten von Watt angelegt.

Möglich, daß auch diese Wattanknote durch neuere Forschungsarbeiten auf dem Gebiete der historischen Technik in das Reich der Legende gewiesen wird, die eine Tatsache steht aber fest und wird auch von Matthes in seiner Geschichte der Dampfmaschine mitgeteilt, daß Watt im Jahre 1784 vergleichende Versuche über die Leistung von Pferden der Londoner Brauereien unternommen hat. Und wenn er nicht durch den geschäftsklugen Londoner Brauereibesitzer dazu veranlaßt wurde, so ist sicher der Begriff der Pferdestärke in damaliger Zeit entstanden.

Dieser englische Ursprung findet auch darin seine Erklärung, daß wir in alten technischen Lehrbüchern häufig das Zeichen HP (Horse Power) finden, die englische Bezeichnung für Pferdestärke. Für die deutsche Sprache hat sich aber das Zeichen PS eingebürgert.

Wenn wir also eine Dampf- oder sonstige Kraftmaschine mit der Bezeichnung 100 PS versehen, so wird damit ausgedrückt, daß diese Maschine folgende Kraftleistung umgekehrt in Substanz vollbringt. Pro Sekunde werden 7500 Kilogramm, das sind 150 Zentner Wasser ein Meter gehoben. So ist die Pferdekraft als Grundmaß das Symbol maschineller Kraftleistung für die Techniker der ganzen Welt geworden.

Lebenspruch.

Durch des Lebens Lügenbuntheit
Und durch Krankheit und Gemeinheit
Geh'n die Wege zur Gesundheit,
Zur Erkenntnis und zur Reinheit!

Mehr wie Gottes Wolkenkleepe
Werden immer die nur schauen,
Die zu ihm sich eine Treppe
Aus erschlagenen Teufeln bauen! —

(Georg Büsse-Palma im Simpl.)

Humor und Satire.

Unangenehm. „Sagen Sie, Frau Major, wie machen Sie es, daß Sie einen langweiligen Besuch rasch losbringen?“

O, da ist unser Durchein schon informiert; der hat eine Liste, und wie viele jemand von diesen Leuten kommt, muß er herein kommen und melden, es sei jemand hier, der mich bringend zu sprechen wünscht.“

Grobartig. Frau Major, das werde . . .
Im selben Augenblick tritt der Durchein ein und meldet: „Bitt schön, Frau Major möchten bringend hinauskommen!“

(Jugend.)

Mit Lichtbildern. Ein Pastor schreibt an den Vorstand des Handwerkervereins in Nordhausen, ob er dort einen Vortrag halten dürfe über das Thema: Die Unsterblichkeit der Seele. Darauf erhält er die Antwort: „Sehr geehrter Herr Pastor! Wir würden uns über einen derartigen Vortrag sehr freuen, unter der Bedingung, daß Sie dabei erlütternde Lichtbilder vorführen könnten.“ (Simpl.)

Druck der Hallischen Genossenschafts-Buchdruckerei.